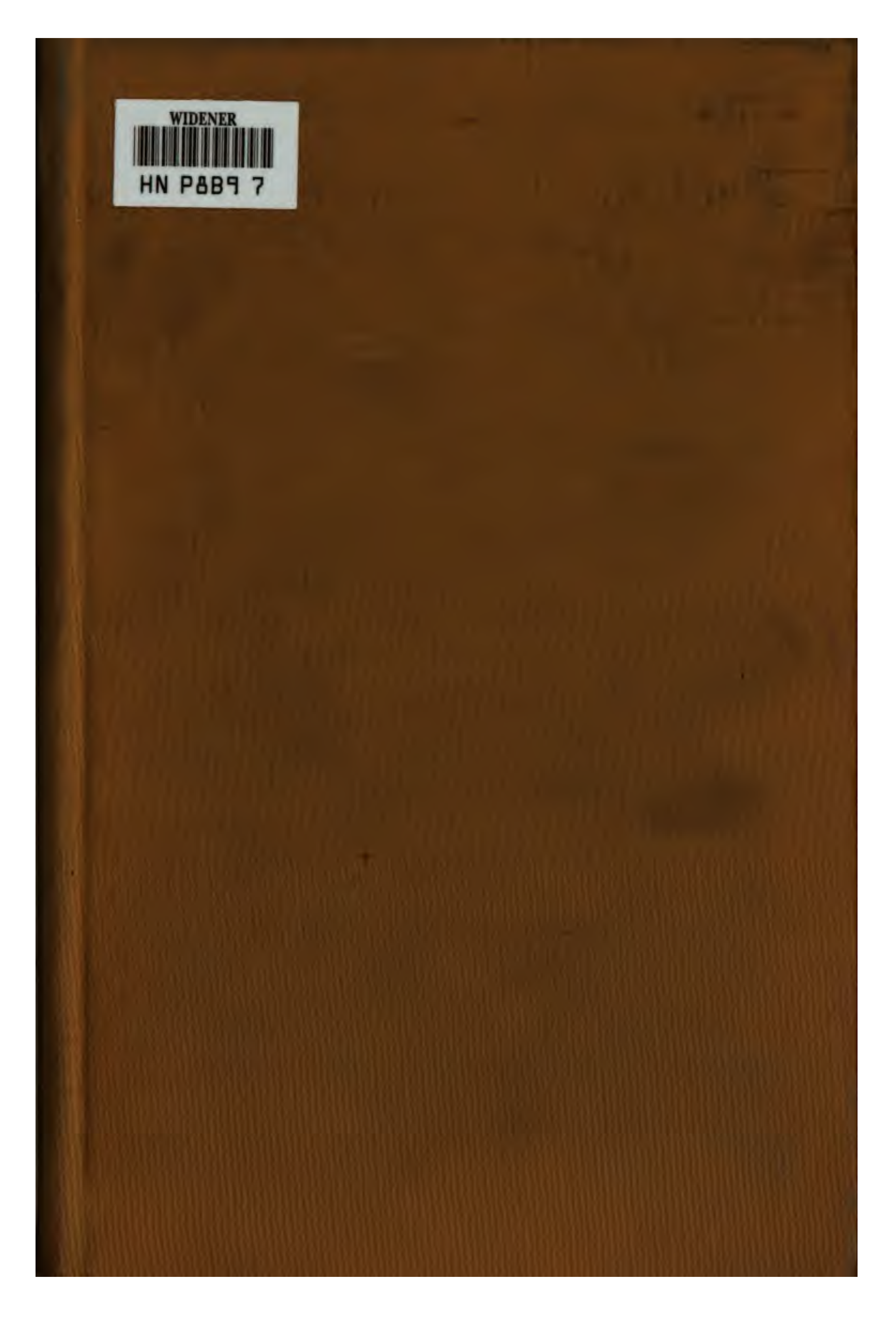
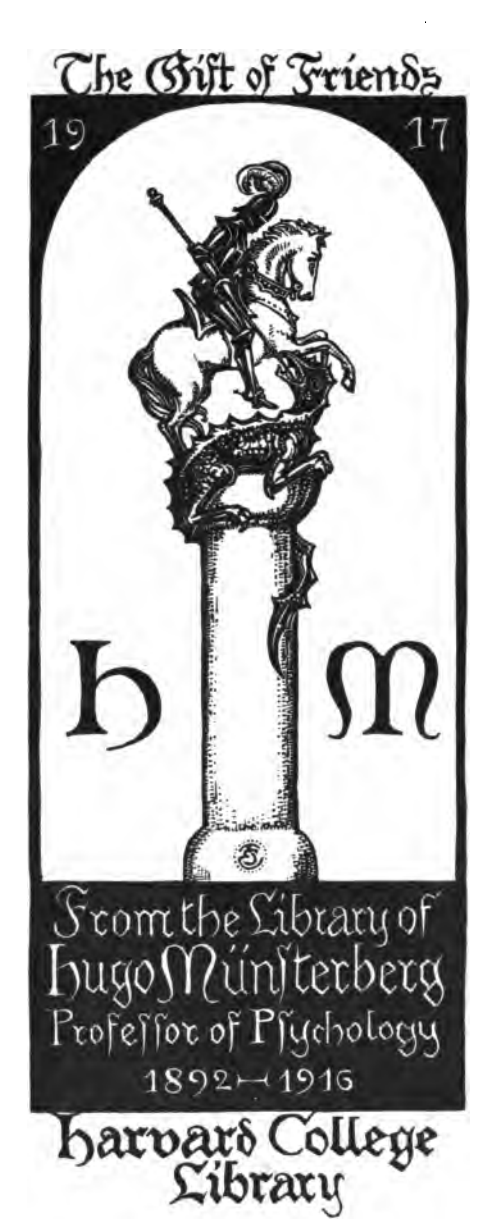
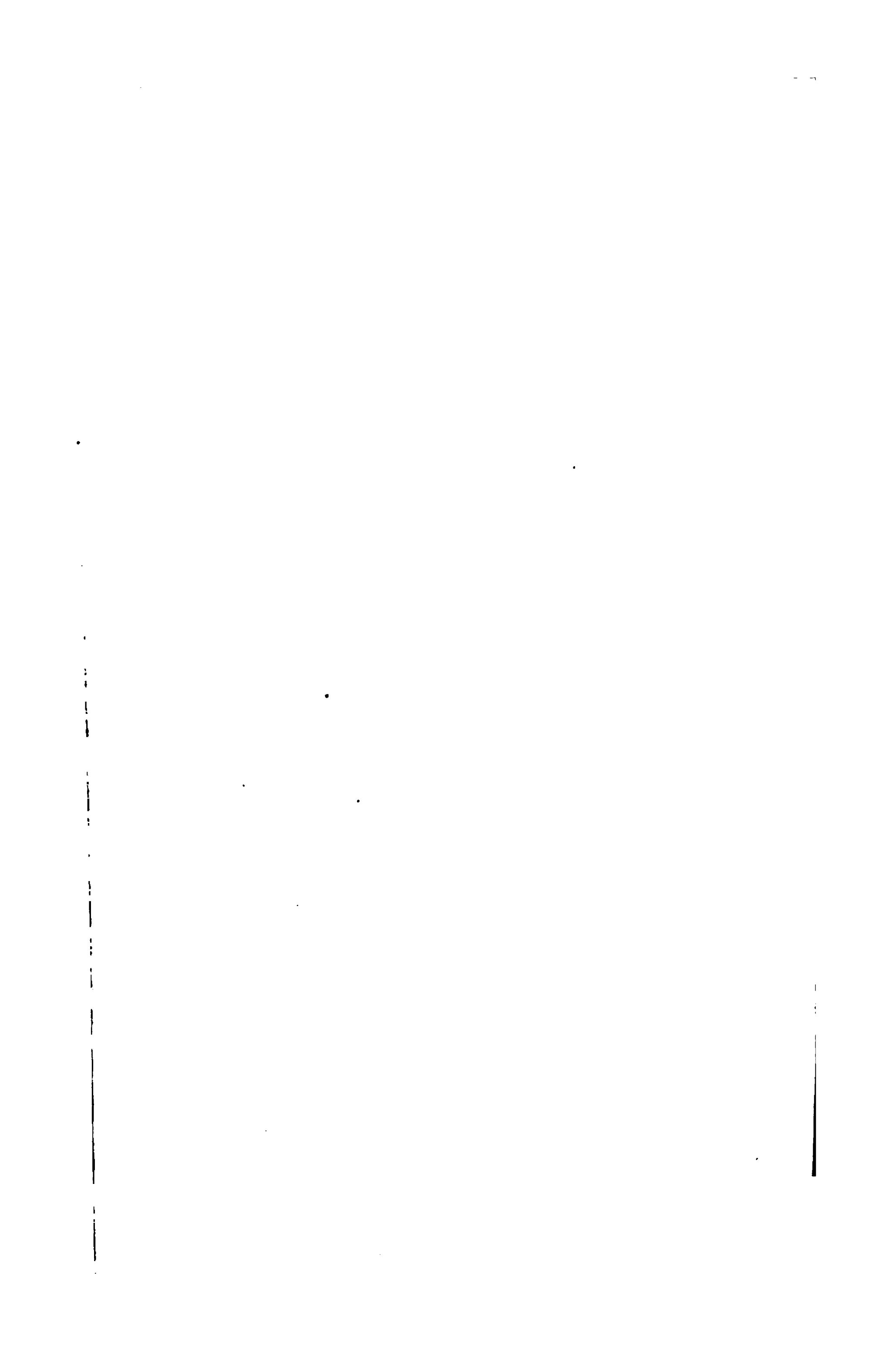



The Gift of Friends
19
17
H
M
From the Library of
Hugo Münsterberg
Professor of Psychology
1892—1916
Harvard College
Library







BAND VI.

Die Trusts

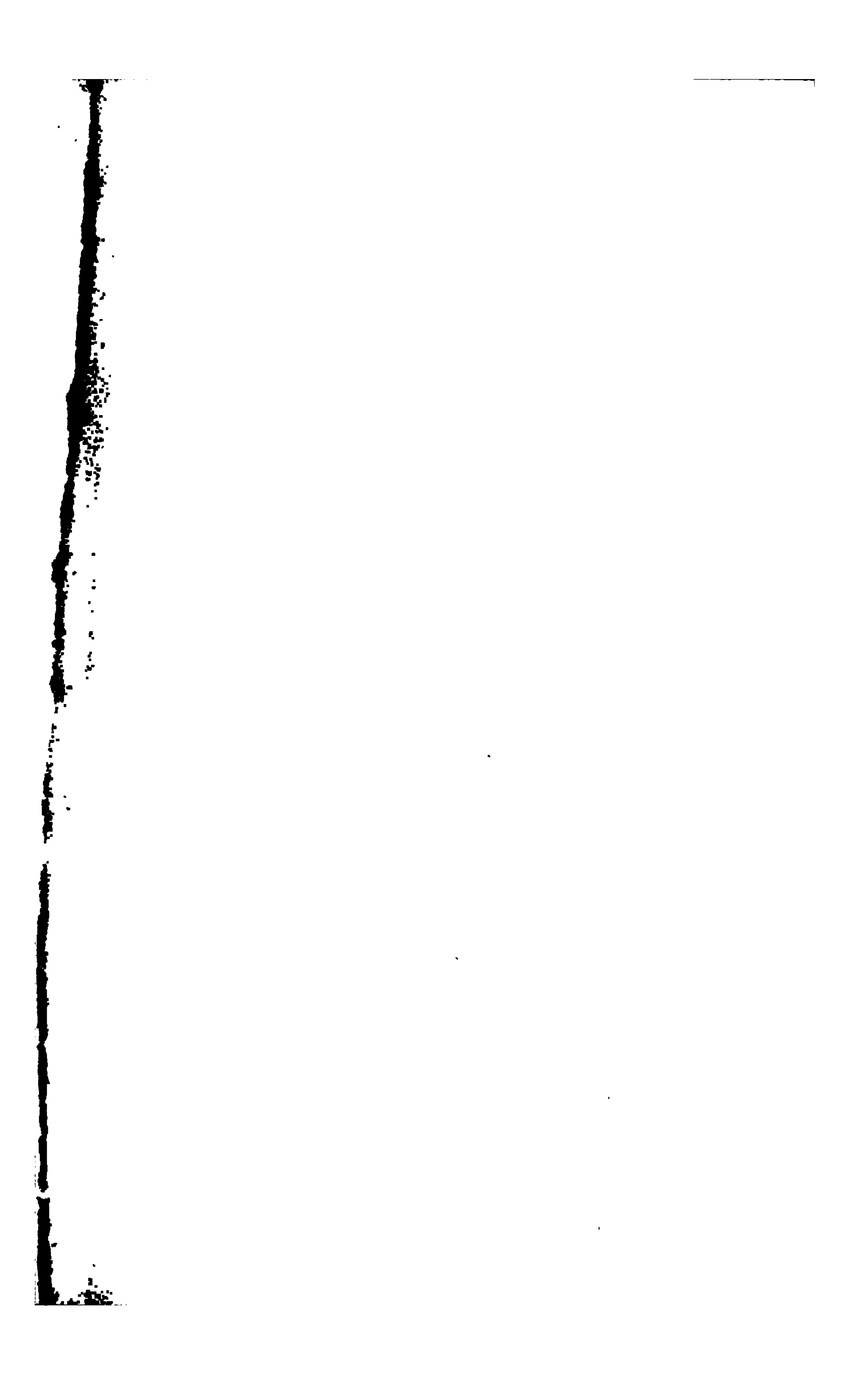
und die Zukunft der Kulturmenschheit

Von

Theodor Duimchen.

Berlin W. 15.
Verlag von Johannes Räde.





Kulturprobleme
der Gegenwart.

Herausgegeben
von
Leo Berg.

Band VI.

Die Trusts
und die Zukunft der Kulturmenschheit.

Von
Theodor Duimchen.

BERLIN W. 15.
VERLAG VON JOHANNES RÄDE.
1903.

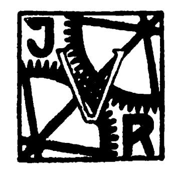
Die Trusts

und die

Zukunft der Kulturmenschheit.

Von

Theodor Duimchen.



BERLIN W. 15.
VERLAG VON JOHANNES RÄDE.
1903.

Inhalt.

I. Kapitel.

Einleitung.

Bis vor fünfundzwanzig, dreissig Jahren gab es im Geschäftsleben kein Axiom, das so unbedingt anerkannt gewesen wäre, wie das alte „competition is the life of trade“. Niemand zweifelte daran: der Wettbewerb ists, der Leben, Bewegung ins Geschäft bringt, die Bewegung, aus der dann jeder Bewerber Vorteil zieht.

Diese Meinung hat sich auf allen Gebieten mählich geändert und man darf ruhig sagen, dass heute die entgegengesetzte Meinung gilt: nicht Wettbewerb, sondern fester Zusammenschluss der vorhandenen Bewerber, Fusion der Banken und der grossen Firmen ist im Handel; Ausschluss aller Konkurrenz, genaue Kontrolle des vorhandenen Gesamtbedarfs und eine im Verhältnis zu diesem Bedarf straff geregelte Erzeugung ist in der Industrie das Ideal.

Das ist selbstverständlich kein Zufall und ebensowenig die Folge wissenschaftlicher Belehrungen oder veränderter Theorieen, sondern die mit eiserner Notwendigkeit eingetretene Wirkung der ungeheuren

Fortschritte, die wir namentlich in der Technik und vor allem in der Technik des Verkehrs in dem letzten halben Jahrhundert gemacht haben.

Nach der Erfindung der Dampfer, der Eisenbahnen, namentlich aber der Telegraphie und Telephonie, begannen die Verhältnisse in einem bestimmten Geschäftszweige durch die nun mögliche moderne Berichterstattung immer durchsichtiger zu werden, heute ist der Überblick über die gesamte Weltlage eines Handelszweiges oder eines Gewerbes jedermann zugänglich. Überall wissen alle alles. Man sieht sich immer deutlicher und es dauert nicht lange, so sind auf beiden Seiten die Entbehrlichen, die Zwischenglieder, herausgedrängt, umgangen, ausgeschaltet.

Hüben wie drüben drängt sich nun den letzten Stehengebliebenen die Gemeinschaft ihrer Interessen immer mehr auf, und eines schönen Tages ist der Gedanke geboren, dass es doch viel lohnender sein müsse, gemeinschaftlich die andere Seite zum Kauf oder Verkauf zu zwingen, statt sich um die Wette um ihre Gunst zu bewerben. Im Welthandel fings an, aber diese neue Auffassung vom Wesen der Geschäfte sickerte langsam durch die Schichten des Binnenhandels der einzelnen Länder und drang schliesslich ein in die Industrieen.

Überall wird aus dem Geschäftsfreund der Vertragsgegner, überall vereinfacht sich das Getriebe, überall stehen sich bald zwei ganz geschlossene Phalanxen gegenüber — überall beginnt das Spiel „und bist du nicht willig, gebrauch ich Gewalt“.

Welche Seite es beginnt, hängt von Zufällen, oder davon ab, wo zuerst die äusseren Umstände günstiger liegen.

Eine einmal erlangte wirkliche Überlegenheit braucht nur mit Thatkraft weiter ausgenutzt zu werden, um es der anderen Seite unmöglich zu machen, jemals wieder auf equal standing, auf gleiches Machtniveau, zu kommen: die eine Seite wird immer mehr Unterdrücker, die andere immer mehr Unterthan.

Die Produzenten der Rohstoffe oder die Fabrikanten der daraus hergestellten Handelsware, manchmal sogar noch bestimmte Gruppen des Zwischenhandels, können das Heft in die Hand bekommen. Für den letzten Fall, der am unwahrscheinlichsten aussieht, ist das Beispiel des deutschen Kohlenhandels typisch. Für den mittleren, der für diese Entwickelung am günstigsten liegt, ist der amerikanische Petroleumtrust ein klassisches Vorbild. Die Urproduzenten haben die schlechtesten Chancen: ihre zu diesem Zwecke zu Stande gebrachten Vereinigungen sind trotz sehr häufiger Versuche auf allen Gebieten schliesslich fast nie von Erfolg gekrönt geblieben; die meist allzu grosse Zersplitterung der Betriebe ist einer der Hauptgründe.

Wir wollen, der Einfachheit wegen auf einem und zwar auf dem zweiten, weitesten Gebiet, uns nunmehr die Entwickelung ansehen.

Eine Gruppe von Fabrikanten findet es zunächst lästig, dass man beim Einkauf der Rohstoffe den einen gegen den anderen ausspielt, oder dass die Kunden, an die sie alle verkaufen wollen, den einen

mit dem anderen „drücken". Die Inhaber einiger der grössten Firmen sagen nun in einem gegebenen Augenblick, das ist doch eigentlich Unsinn, es wäre doch viel gescheidter, wir vertrügen uns, hielten kollegiale Fühlung, wenn es sich um grosse Einkäufe handelt, und bespräehen uns freundschaftlich, wenn die Hauptkunden ihren Bedarf decken müssen, statt dass wir uns beim Einkauf gegenseitig die Preise treiben und beim Verkauf einander unterbieten. Der Versuch wird gemacht und siehe da, die Sache geht.

Bald aber kommen die zwei, drei grössten Fabrikanten, um ihre Machtstellung mehr zu befestigen, zu dem Entschluss, noch ein paar der nächst wichtigen Kollegen mitzunehmen und das Übereinkommen auf bestimmte Zeit, auf ein Jahr, auf zwei Jahre, auf drei Jahre abzuschliessen. Man überweist die zu den verabredeten Preisen eingehenden Bestellungen den beteiligten Betrieben nach ihrer ungefähren, zur Zeit des Übereinkommens thatsächlich bestehenden Grösse und Bedeutung, oder beteiligt sich in den verschiedensten Formen gegenseitig am Umsatz. Die Rohstoffe werden entweder von der Gesamtheit für gemeinschaftliche Rechnung oder zu abgesprochenen Preisen an vorher bestimmten Stellen von den Einzelnen scheinbar selbstständig gekauft; der Prozentsatz des Nettonutzens ist dabei für die Einzelnen noch verschieden, jeder der Betriebe hat die besonderen Vorteile oder Nachteile seiner Lage, seiner Arbeiterverhältnisse, seiner Einrichtungen, nur die allen gleichen und gemeinsamen Interessen sind zusammengefasst. Das ist der Pool, d. h. der Industriepool;

die Pools des Handels: Gelegenheitsgesellschaften zu einer gemeinsamen Operation oder Börsenspekulation interessieren uns hier nicht.

Die Mitglieder des Pools beginnen aber in ihrem Machtgefühl bald, sich an der nicht aufhörenden oder immer wieder neu entstehenden Konkurrenz der Kleinen zu ärgern: die Gemeinschaft bekommt eine scharfe Spitze nicht nur gegen die Rohstofflieferanten und die Fabrikatskäufer, sondern auch gegen die nicht angeschlossenen Geschäftsgenossen, man beginnt sie niederzukonkurrieren, sie „tot zu machen" — aus dem Pool wird der Ring.

Der Ring ist eine Entwicklungsform, die leicht Misstrauen unter den Beteiligten aufkommen lässt. Die Gesamtheit der Ringmitglieder hat vielleicht jahrelang grosse Opfer gebracht, sei es um die dem Ring nicht angeschlossenen Geschäftsgenossen, sei es um die Vertragsgegner, die Lieferanten und die Käufer, die beide vielleicht auch organisiert sind, zu bezwingen. Wie immer im Kriege wird nicht nur mit ehrlichem Schwert, mit blanker Waffe oder, um mich modern auszudrücken, mit Mausergewehren und Schnellladekanonen, sondern auch mit Spionage, Verführung und Bestechung gekämpft. Der goldbeladene Esel seiner hochseligen Majestät des Königs Philipp von Makedonien lebt noch. Die Verlockung zum Verrat kann sehr stark werden, weil sich die Anstrengungen der Gesamtheit unter Umständen von einem Einzelnen verwenden lassen, sich persönliche Vorteile auf lange Zeit hinaus zu sichern. — Ein kleines Beispiel wird am besten zeigen, was ich meine. Gegen den Milch-

ring der märkischen Bauern hatten sich in Berlin die Milchhändler zu einer festen Abwehrorganisation zusammengeschlossen. Nachdem der Kampf monatelang gedauert und von den einzelnen Händlern ausserordentlich schwere Verluste getragen worden waren, ging plötzlich der grösste der Berliner Händler, der bekannte „Milchbolle“, heimlich zum Feinde über und schloss einen Separatfrieden. Er erreichte damit einen Vertrag mit dem Milchringe, der ihm auf Jahre hinaus einen Vorsprung vor allen gab, mit denen er bisher Schulter an Schulter gekämpft hatte. Solche Unzuverlässigkeiten kommen sehr häufig vor: der Bruch der Absprache wird eben zu lohnend und dadurch die Verführung zu gross. — Man versuchte es, zunächst mit kleinen Mitteln sich dagegen zu schützen: die Konventionalstrafe z. B. sollte den Einzelnen zwingen, sein Wort zu halten. Das Mittel half meist nur dann, wenn es überflüssig gewesen wäre: ganz phantastische Zahlen kann man ja in den Vertrag nicht hineinsetzen, die Konventionalstrafe in einer Höhe aber, die bei Abschluss des Vertrages Sinn und Verstand hatte, erweist sich sehr häufig bei der rapiden Entwickelung, die die Sache nimmt, bei der Grösse der in Frage gestellten Interessen rasch als lächerlich klein. Der gegnerischen Organisation liegt so viel am Sieg, und sie weiss so genau, dass sie nach erfochtenem Triumph jedes Opfer hereinzubringen in der Lage sein wird, dass sie sehr leicht dazu kommt, einem Genossen des Ringes für sich allein so besondere Vorteile zu bieten, dass es ein glänzendes Geschäft wird, Verrat zu üben und

die Konventionalstrafe zu bezahlen; die Konventionalstrafe kann „drauf stehen“. Es kommt noch die Schwierigkeit dazu, den Vertragsbruch auch genügend scharf juristisch nachweisen zu können, denn natürlich wird bei solcher Gelegenheit alles aufgeboten werden, den Wortlaut des Übereinkommens nicht zu verletzen. Auch ist solchen Konventionalstrafen wiederholt sogar direkt der Rechtsschutz versagt worden, weil die Verträge Vereinbarungen zum „Warenwucher“ und also „gegen die guten Sitten“ wären. Sehr unangebrachte und missverständliche Erinnerungen an diokletianische Edikte oder die Verordnung Kaiser Zenos im fünften, an verschiedene Reichsabschiede im sechzehnten Jahrhundert gegen die „Monopolia und schädlichen Fürkauff“ u. s. w. spielen dabei eine Rolle. Die Gerichte sind ja überhaupt, wie allen Fragen des wirklichen Lebens, namentlich den verwickelten kaufmännischen Fragen gegenüber von so mangelhafter Einsicht, dass jeder Prozess einen ganz aleatorischen Charakter annimmt. Um es volkstümlich und deutlich auszudrücken: es ist die reine Knobelei. Man hat versucht, die Prozesse dadurch zu vermeiden, und die Exekution der Schuldigen dadurch zu vereinfachen, dass man von jedem der Genossen sich einen Solawechsel in Höhe der auf den Vertragsbruch gesetzten Konventionalstrafe hinterlegen liess. Aber auch das ändert wenig an der Sache. Zunächst können auch die Leiter, bei denen hinterlegt wird, Verräter sein. Da die Grössten gewöhnlich an die Spitze gestellt werden, naht *ihnen* sogar der Versucher gewöhnlich zuerst, denn gerade,

wenn einer von den Grossen gekauft wird, wird dadurch der Sieg sicher mitgekauft. Den langwierigen Prozess vermeidet man aber in keinem Falle, wenn der Schuft sich einiger Zahlungsfähigkeit erfreut: er muss ja nach Wechselrecht verurteilt werden, das wird er auch, aber — auf Grund aller seiner Einreden — „vorbehaltlich seiner Rechte“. Er zahlt also die Wechselsumme zunächst, die sowieso für ihn quantité négligeable geworden ist, und klagt dann auf Rückzahlung, und der Chorus der Verratenen hat zu dem schweren Schaden doch noch den Spott eines jahrelangen „Rechtsstreites“. Es kommt aber noch etwas hinzu, was diese Form des Zusammenschlusses den Beteiligten nach und nach immer weniger befriedigend erscheinen lässt: gewisse Phasen des Kampfes machen eine grössere Schlagfertigkeit, eine grössere Stosskraft wünschenswert. Man entschliesst sich, einen Schritt weiter zu gehen: die im Ring geeinten Fabriken beschränken sich strikt auf die — dem Umfange nach beschränkte, „kontingentierte“ — Warenerzeugung; für Einkauf, Verkauf, den Verkehr mit den Nichtbeteiligten und ihre Behandlung, kurz, für alle Vertretung nach aussen wird ein gemeinschaftliches Organ, eine Zentrale, geschaffen, — das Syndikat entsteht.

Nach und nach stellt sich aber eine weitere Notwendigkeit heraus: die mächtigsten Fabrikanten, die das Syndikat leiten, finden, dass sie von der Zentrale aus die Regelung der Produktion zu wenig in der Hand haben. Eine Verminderung der Erzeugung auf die einzelnen Fabriken zu verteilen, ist schwierig

und bietet Anlass zu Reibungen, eine Erhöhung der Produktion ist noch schwieriger und wenn man sie auf alle Fabriken verteilen will, häufig nicht durchführbar: um ein gewisses Mehr an fertigen Waren zu haben, würde z. B. die Aufstellung einer einzigen grossen Maschine genügen, die Verteilung der Mehrproduktion auf die einzelnen Fabriken bedingt aber die Anschaffung einer Reihe kleiner Maschinen und das macht die ganze Sache empfindlich weniger rentabel, vielleicht ganz unlohnend. Man besinnt sich darauf, dass der gemeinsame Zweck doch nur die Erhöhung des Gewinnes und das Problem lediglich die angemessene Verteilung des Nutzens ist, man thut den letzten Schritt und vertraut das ganze Eigentum dem oder den gemeinschaftlich Gewählten zu treuen Händen an — daher der schöne Name trust, vom englischen to trust: trauen, anvertrauen. Diese Vertrauensmänner — trustees — leiten einheitlich das Ganze für gemeinschaftliche Rechnung, alle einzelnen Fabriken, mögen sie bis dahin Aktiengesellschaften, offenen Handelsgesellschaften oder einzelnen Besitzern gehört haben, verschwinden, eine neue juristische Person ist entstanden: der Trust, vertreten durch seine Direktoren. Er schaltet mit dem Gesamteigentum an Aktien, Grundbesitz, Maschinen, Vorräten, die nach Taxwert mit Trustcertifikaten bezahlt worden sind, lediglich nach Nützlichkeitsgründen, er verkleinert den Betrieb der weniger rentablen Anlagen oder schliesst sie ganz, vergrössert ihn da, wo die Arbeiter billiger zu haben, die Verbindungen zu Land oder zu Wasser günstiger

die neuesten und überlegensten Einrichtungen schon vorhanden oder am zweckmässigsten zu beschaffen sind u. s. w. u. s. w. — Die früheren Besitzer haben nur noch das Recht auf die Dividende aus ihren Certifikaten.

Unter entschlossener Leitung ist selbstverständlich solcher Trust viel zu mächtig, als dass Draussenstehende noch konkurrieren oder gar neue Mitbewerber aufkommen könnten. Er versetzt die Rohstofferzeuger wie die Verbraucher abwechselnd in die für den Einkauf oder für den Verkauf ihm günstigsten Zwangslagen, und das Geschäft in dem betreffenden Erwerbszweig bildet sich nun rasch zu einem thatsächlichen Monopol aus.

In Deutschland pflegt man die Begriffe nicht scharf zu scheiden: man bezeichnet alles, von der losen Absprache bis zum entwickelten Trust und auch die in der Praxis vielfach vorkommenden Zwischenformen, meist mit dem Namen Kartell; weniger häufig und fast immer wahllos werden noch die Ausdrücke Ring und Syndikat richtig, schief oder falsch angewandt, hie und da hört man auch den Ausdruck „corner“, der gar nicht benutzt werden sollte, wenn man von Trusts oder den Vorstufen dazu spricht. Ein „Corner“ ist ein fast ausschliesslich börsentechnischer Yankeeausdruck, er bezeichnet auch mehr das Manöver als eine Truppe, die es ausführt, ein Corner kann von einer Mehrzahl gemacht werden, wird aber ebenso häufig oder häufiger von einem Einzelnen gemacht. Corner ist fast genau das, was unsere Effekten- und Getreidebörsen

„Schwänze“ nannten: eine Anzahl Haussiers oder ein Haussier verhindert bis zum letzten Augenblick die Baissiers, ihre Leerverkäufe — Verkäufe von Waren, die man weder schon besitzt noch für spätere Lieferung bereits gekauft hat — auf einen bestimmten Termin durch Termingegenkäufe zu decken oder zum Termin sich effektive Ware zu verschaffen und diktiert den Baissiers dann den Preis für diesen Termin. Der amerikanischen Börsenphantasie stellt sich das „Bild“ so dar: die bulls — die Stiere, d. h. die Haussiers, — drängen die bears — die Bären, d. h. die Baissiers — into the corner, in die Ecke, aus der sie gegen die starken Hörner ihrer Feinde nicht mehr herauskönnen. Sind die Bären klein und schwach, so kann sie ebensogut e i n sehr starker Bulle in die Ecke drängen, und das kommt, wie gesagt, sehr häufig vor. — Das als Einschaltung.

Ungefähr ist die eben vorgetragene ratio der Entwickelung natürlich überall dieselbe. Die Ursache, dass hier die Entwickelung ununterbrochen bis zu der letzten, vollkommensten Form fortschreitet, dort aber für längere oder kürzere Zeit in einem gewissen Stadium stehen bleibt, liegt auf persönlichem Gebiet.

Man nimmt gewöhnlich an, — und es macht auf den oberflächlichen Beurteiler auch diesen Eindruck — dass eine überragende Persönlichkeit, die Überlegenheit eines Einzelnen, dass ein Napoleon des Erwerbs, ein Genie des Kontorbocks dazu gehöre, um ein solcher Trustmagnat zu werden. Das ist unrichtig:

wie sehr häufig, arbeitet auch hier die Evolution mit sehr viel kleineren Mitteln.

Die ersten Keime zu diesen Gebilden pflegen sich da anzusetzen, wo es einem bestimmten Geschäftszweig längere Zeit hindurch besonders gut geht. Es kommen ja auch Fälle vor, dass die Not die Genossen eines gewissen Geschäftszweiges zusammenschliesst, aber aus solchen Vereinigungen wird selten etwas, sie entfalten sich sehr schwer und kommen äusserst selten zu wirklicher Blüte, denn die leitenden Männer brauchen den Erfolg; nur dadurch halten sie die geleiteten Geschäftsgenossen in der nötigen Abhängigkeit zusammen. Solch Fahrzeug gegen den Wind zu navigieren ist sehr schwer, die Mannschaft meutert allzu leicht. Eine Vorbedingung muss also erfüllt sein; Riesengebilde entstehen nur in a rising country oder in a rising trade: das ganze Land muss in wirtschaftlichem Aufstieg, oder wenigstens eine Industrie, am besten eine ganz neue, junge Industrie, muss in mächtigem Aufschwung sein.

Ein Zufall bringt dann einige geeignete Persönlichkeiten in die richtige Strömung. Millionen andere sind weit höher begabt, hunderttausende haben dasselbe Mass von der bestimmten, an sich keineswegs hochstehenden Eignung, sie sind aber nicht zur rechten Zeit am rechten Ort.

Unter den wenigen von den vielen Geeigneten, die das waren, entscheidet das Geschick meist für den Skrupellosesten: ein Gaunerstreich giebt den ersten Vorsprung, der dann von den anderen niemals wieder einzuholen ist, sondern im Gegenteil

quadratisch, vielleicht sogar in kubischer Progression wächst.

Ich werde das in den folgenden Kapiteln an einem typischen Beispiele, an der Entwickelung des Petroleum-Weltmonopols, zeigen.

Ich wähle dieses Paradigma aus verschiedenen Gründen. Zunächst kenne ich die Entwickelung gerade dieses Monopols in den Einzelheiten und zwar aus eigener Erfahrung und Anschauung genauer als die irgend eines anderen Trusts. Ich kenne sie auch genauer als irgend einer von denen, die bisher darüber geschrieben haben oder voraussichtlich darüber schreiben werden, kostet mich doch diese Kenntnis viele Lebensjahre und mein Vermögen: ich bin nämlich, nach zwölfjähriger Vorbereitung im Welthandel, die mich durch Deutschland, Holland, England, Amerika und Westindien geführt hatte, von 1880—1892 an der Spitze eines eigenen Hauses in Hamburg als Petroleumimporteur und später als Makler und Vermittler thätig gewesen. Die Entwickelung gerade dieses Geschäftszweiges ist auch ungemein lehrreich auf dem Felde, das ich als das weiteste bezeichnet habe: die Fabrikanten, hier die Raffineure, haben sich zwischen die Rohstoffproduzenten, die Besitzer der Rohölquellen, einerseits und die Verbraucher des raffinierten Petroleums andererseits unter Ausschaltung alles Handels, zum absoluten Herrschertum aufgeschwungen und die Rohölproduzenten sowohl als die Konsumenten völlig versklavt. Sodann bietet auch Petroleumhandel den ersten Fall solcher Riesen-

entwickelung im ganz grossen Stil und dieser Fall hat Schule gemacht: die später entstandenen grossen Trusts in Amerika — z. B. der Zuckertrust, der Wiskytrust (ein gerichtskundigerweise mit Höllenmaschinen gegen die Spiritusreservoire der Unabhängigen und das Leben Tausender von Unbeteiligten arbeitender Verbrecher-Klub von Millionären), der Stahltrust, der Morgansche Schiffahrtstrust u. s. w. — sind zum Teil unter Hauptbeteiligung oder Mitbeteiligung derselben Leute direkt nach dem Muster des Petroleumtrustvertrages gegründet worden, teils hat anderen Leuten dieser Trust als Muster vorgeschwebt und schliesslich sind alle anderen ähnlichen Erscheinungen an einer, die man wirklich klar erkennt, aus dem Gesichtspunkte zu verstehen, dass ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen haben.

Es wäre sehr leicht, über die etwa vierhundert „Kartelle", die allein in Deutschland vorhanden sein sollen und über einige Schock ausländischer eine Unmenge Material zu häufen: das würde auf den Laien sehr verwirrend wirken und ihm also imponieren. Ich will aber nicht imponieren, sondern etwas zeigen, etwas Verworrenes klar machen, ich will kein „wissenschaftliches" Werk schreiben, sondern eines, das meinen Lesern ein sicheres Wissen von dem Kern der Frage schafft, ihnen genaue Einsicht in das Wesen dieser Dinge und damit die Möglichkeit eines unabhängigen, sicheren eigenen Urteils giebt.

Ich gebe zunächst fünf Aufsätze, die ich schon Ende 1895 geschrieben habe. Man wird daraus sehen, wie ich vor sieben Jahren Fürsten und Regierungen

überschätzt habe und wie sehr Nietzsche Recht hatte, als er sagte, dass der Mann von dreissig Jahren im Sinne hoher Kultur ein Kind wäre: ich war damals schon über vierzig Jahre alt und doch noch ganz erstaunlich naiv und kindlich in meinem Vertrauen zu denen, die „herrschen", und zu denen, die „regieren". Man wird daraus ferner deutlich erkennen, wenn man den heutigen Stand mit dem damaligen vergleicht, mit welcher unheimlichen Schnelligkeit diese Macht auf ihrem Siegeszuge vorrückt und man wird mir dann mit vollem Verständnis folgen können, wenn ich in den Schlusskapiteln entwickeln werde, was hätte geschehen sollen, was jetzt geschehen müsste, und — was wahrscheinlich geschehen wird.

Die Leser könnten nach der Lektüre dieser Arbeiten und des Umstandes wegen, dass ich ein Opfer dieser Entwickelung gewesen bin, die Befürchtung hegen, ich sei voreingenommen.

Ich gebe die formelle und feierliche Versicherung, dass ich es nicht bin.

Diese Dinge liegen weit genug hinter mir, um sie ganz historisch zu sehen: ich blicke auf diesen Duimchen mit mindestens derselben Ruhe wie der Anatom auf den angeschnallten vivisezierten Hund.

Ich habe gar kein Interesse mehr an dem Ausgange dieses welthistorischen Prozesses und ich hege auch keinerlei Groll mehr gegen eine der beteiligten Parteien: mir ist seitdem so sehr viel härteres zugefügt worden, dass mir meine Verarmung als eine sehr beiläufige Sache erscheint, und kleine, unappetitliche Halunken habe ich inzwischen in der Gesell-

schaft, in Amt und Würden kennen gelernt, mit denen verglichen ein Rockefeller sehr stilvoll und sympathisch wirkt.

Unmittelbare Anschauung und Erfahrung am eigenen Leibe lehrt aber die Dinge besser kennen als blosses Studium und schärft sehr das Nachdenken über ihr Wesen.

Dazu kommt, dass ich seit länger als einem Jahrzehnt meine Begabung, die Menschen und was sie treiben darzustellen, berufsmässig ausgebildet habe.

Nicht nur die Beherrschung des Stoffs aber, sondern auch das Vermögen, diesen Stoff plastisch zu gestalten, braucht der Mann, der diese ungeheuer wichtige Sache dem grossen Publikum völlig klar machen will.

Ich glaube das zu können, und fühle mich deshalb verpflichtet, es zu versuchen.

II. Kapitel.

Das Petroleum-Weltmonopol. — Die Karolinger und neuere Gauner.

In allen Blättern liest man jetzt (1895 also) Artikel, die sich mit dem drohenden Weltmonopol des Petroleums beschäftigen. Einiges davon ist wertvoll, das meiste aber wird, wie es scheint, nur von zweierlei Leuten geschrieben. Erstens von solchen, die selber von der Sache garnichts verstehen, aber, wie über andere sehr wichtige Fragen, auch hierüber schreiben; von diesen kann zwar weder Kenner noch Laie das geringste lernen, aber sie wirken nicht gerade gefährlich. Gemeinschädlich dagegen ist die zweite Sorte; das sind die, die wohl etwas von der Sache verstehen, ihre Wissenschaft aber nur dazu benutzen, das Publikum irre zu führen: sie machen einfache Dinge abstrus, wie Carlyle sagt, sie brauen einen grossen, dichten Nebel zusammen, in dem der vertrauende Beschauer schliesslich gar nicht mehr zu erkennen vermag, worauf es ankommt.

Soeben habe ich einen solchen Artikel gelesen: die grosse Bedeutung des Petroleums für die zivilisierte Welt — die Standard-Ölkompagnie und ihre

überlegene Leitung — die ihr zu dankenden technischen Fortschritte — Petroleum einst: Fässer, Lastwagen, grundlose Landwege, Segelschiffe, hohe Preise; Petroleum jetzt: Röhrenleituugen von vielen tausenden von Kilometern Länge, Tankdampfer über den Ozean und die Flüsse hinauf bis in das Innere von Deutschland, Tankwagen durch die Strassen der Städte bis in den Behälter des Krämers, und jahrzehntelang unglaublich niedrige Preise trotz wesentlich erhöhten Verbrauchs und verminderter Ölvorräte über der Erde — allerdings fast alle Konkurrenz umgebracht — die Gefahr nicht zu leugnen, dass die wirtschaftliche Macht missbraucht werden könnte — Gerüchte, dass sich Russland und Amerika in die Herrschaft der Welt teilen wollen, der russische Finanzminister aber vorläufig der Retter der Welt — das Monopol nicht zu befürchten — die Bohrthätigkeit in Pennsylvanien hat durch die hohen Preise, die wir kürzlich eine Zeit lang hatten, an Ausdehnung gewonnen, deshalb sind die Preise ja auch schon wieder gefallen — immerhin verdient die Angelegenheit die Aufmerksamkeit des Publikums und der Regierung — Rohöl beziehen und in Deutschland raffinieren — Differenzialzölle zwischen crude und refined einzuführen, russisches Petroleum importieren und mit amerikanischem mischen — den Verbrauch einschränken — dann wird man sie schon klein kriegen, die Amerikaner, u. s. w. u. s. w.

Es ging mir merkwürdig bei dieser Lektüre. Ein anderer würde vermutlich Schwefel gerochen haben, ich aber roch Lindenblüte. Es war mir ein Gedanke

durch den Kopf geschossen und hatte einen anderen, ganz verwandten Gedanken „ausgelöst“, den ich einmal vor einigen dreissig Jahren gedacht hatte, und der jetzt wieder im Gehirn erwachte. Plötzlich, greifbar deutlich, stand einer der früheſten Tage meiner Jugend vor mir. Wir jungen Herren aus Obersekunda sitzen auf den Wurzelknorren einer uralten, mächtigen Linde. In dem berechtigten Stolz auf unsere höhere Weisheit und unser ehrfurchtgebietendes Alter hielten wir uns immer etwas abseits: diese Linde war der von allen anerkannte Stammsitz der Obersekunda während der grossen Pause, der Freiviertelstunde, wie wir damals sagten. Ein hübscher Platz: rechts im Hintergrunde der rote Ziegelbau der Schule, etwas näher, jenseits der Promenade, die langgestreckte Mauer von Vogts Garten, dicht an unserer Linde vorbei, die Allee entlang laufend, das Geländer aus niedrigen Sandsteinpfeilern, durch die sich eine dicke, vierkantige, eiserne Barre zog; hinter der Einfassung fiel ein rasenbedekter Hang nach dem Stadtgraben ab, jenseits erhoben sich terrassenförmig die „Zwinger“, schmale bis an die Stadtmauer reichende Gärten, und dahinter die Ziegeldächer, friedlich qualmende Schornsteine, die scharfe Zwillingsspitze des mit Schiefer gedeckten Kirchturms, kurz das biedere Städtchen, das noch keine Ahnung davon hatte, wie stolz es einst auf diesen Obersekundaner sein würde.

Ich höre mich wieder ganz deutlich reden. Wir hatten eben den Untergang der Merowinger „gehabt“. Ich war damals ein erfolgreicher Redner, meine

lieben Mitschüler verwöhnten mich mit Beifall und hatten es gern, wenn ich unter diesem Lindenbaum nach der Stunde entweder „Geschichten erzählte“, Randglossen zu dem Gehörten zum besten gab oder gar höchst unehrerbietigerweise die vorgetragene Geschichtsauffassung aus persönlichen Mängeln des Vortragenden ableitete. Der vagabundierende Pädagog — ich glaube, er wartete auf irgend eine wirkliche Anstellung, trieb sich inzwischen an Schulen herum, liess die Schüler irgend einen Leitfaden auswendig lernen und sich dafür als Geschichtslehrer bezahlen —, dieser Herr also galt bei uns als ein beschränkter Kopf, weil er uns einmal, über ein Komma in dem Leitfaden hinweglesend, die indischen Flüsse Acesines und Hydraotes für Könige und Kampfgenossen des Herrschers Porus hatte verkaufen wollen und erst durch den lauten Protest der ganzen Klasse davon abzubringen gewesen war. Ausserdem aber hielten wir ihn für einen schlechten Kerl, weil er nicht ein Mann des offenen Wortes, sondern der kleinlichen Rache war, und die sittlichen Ansprüche eines fünfzehnjährigen Sekundaners sind bekanntlich sehr streng. Nietzsches Wort, dass es nicht an Lehrern, aber an Erziehern fehle, war damals zwar noch nicht geschrieben, aber ebenso wahr als heute. Thatsache ist, dass, wenn dieser Mann eine geschichtliche Person lobte oder uns ein geschichtliches Ereignis als ruhmreich pries, er uns damit die Person und die Sache immer ausserordentlich verdächtig machte. Das stiftete vielen Schaden, aber, wie ich im Laufe der Zeit habe erkennen lernen, auch manchen Nutzen.

Ich bin dadurch jeder Geschichtsschreibung gegenüber ungewöhnlich früh kritisch geworden, und es ist immerhin etwas wert, dass einem die facta ficta weder in der einen, noch in der anderen Auffassung allzusehr imponieren.

Damals waren nun die Merowinger mit den roten Königslocken meinem Herzen teuer. Die Nachkommen Pharamunds waren für mich die rechtmässigen Könige, denn das Geschlecht hatte das Land erobert und gegen eine Welt von Feinden jahrhundertelang erfolgreich verteidigt. Die karolingischen Hausmeier aber waren nichts anderes — so erklärte ich meinen Beisitzern im weltgeschichtlichen Gericht — als untreue Verwalter, schlaue Hunde, und was „der" — damit war der Lehrer gemeint — als Nebensache erwähnte, war die Hauptsache: dass Chlodwigs Enkel die Unfreien, die Halbfreien, die Andrustionen, ihr Hofgesinde und Gefolge durch den Obersten des Gesindes auszahlen liessen, statt das selber zu thun, daran sind sie zu Grunde gegangen. Wer sich für der Meier persönliche Zwecke brauchbar erwies, der bekam die besten Lehen, das grösste Einkommen im Namen des Königs, wer sich ihren Plänen widersetzte, war kein zuverlässiger Diener des Königs und bekam nichts. Natürlich waren sie die eigentlichen Herren geworden, nachdem das anderthalb Jahrhunderte so gegangen war. Wer den Leuten das Brot vorschneiden kann, der hat immer die eigentliche Macht.

Es wurden verschiedene Einwände gemacht: merowingische Schwäche, Verderbnis der Sitten; aber das

kam nicht auf. Es war in der Klasse eine erstaunliche Menge nichtoffizieller Kenntnisse vorhanden über den blutigen Karl, seine „Frauen“ und seine Fräulein Töchter. Und „die Karolinger waren auch nicht besser“, war ein fast einstimmig gefälltes Urteil. Nur ein Junge machte Eindruck. Er sagte ungefähr: aber wenn die Merowinger so dumm waren, dass sie sich die wirkliche Macht aus den Händen gleiten liessen, ohne es nur zu merken, wenn sie zuliessen, dass ihr Name dazu missbraucht wurde, ihre Unterthanen von andern abhängig zu machen als von ihnen selbst, so ist ihnen doch ganz recht geschehen, dass sie das Reich verloren.

Der Junge hatte vielleicht Recht. Hatte er aber Recht, dann mögen sich unsere Könige hüten: der Pariser Rothschild übt heute mehr thatsächliche Macht aus, als je einer der absoluten Könige Frankreichs. Mit ihm im Verein erhebt Petroleum-Rockefeller von Amerika aus durch seine Steuereinnehmer, die früheren Importeure, in Deutschland eine Taxe, der sich keiner entziehen kann. Man spricht sogar schon, wenn auch vorläufig noch etwas scherzhaft, von Seiner Majestät Rothschild, statt von S. M. Rothschild in London, und vom König Stumm.

Was verschafft ihnen diese Macht? Etwa ihre Intelligenz? Seitdem der Pariser Rothschild dem Figaro seine berühmt gewordenen Eseleien verzapft hat, wäre eine solche Behauptung doch geradezu lächerlich. Vom blinden Stumm wollen wir gar nicht erst reden. Weshalb zahlt die zivilisierte und unzivilisierte Welt einer Handvoll Petroleummännern

Tribute, die zehnmal so gross sind, als sie ragende Herrscher vergangener Jahrhunderte in blutigen Schlachten durch Reihen von Siegen für sich erzwangen? Diese Leute haben nichts gethan, gar nichts für alle die Fortschritte, die ihre Erfolge ermöglicht haben: keiner von ihnen ist ein Chemiker, der ein neues Verfahren entdeckt hätte, in keinem ihrer Köpfe ist der Gedanke geboren worden, das Rohöl durch Röhrenleitungen zu pumpen, keiner von ihnen hat den Tankdampfer erfunden. Nein, wieder einmal macht die Pfiffigkeit ihren Weg, und wieder einmal besorgen die Herrscher die Geschäfte ihrer grossen und kleinen Hausmeier. Man hat leicht sagen: Chlodwigs Enkel waren thöricht. Wir erleben, dass ein paar Kniffe, eine Geschäftspraxis, gegen die Raubrittertum eine noble Passion und Pferdediebstahl ein anständiger Handel ist, genügen, die ganze Menschheit einigen Männern zinsbar zu machen, und keiner von den Herrschern merkt auch nur die Gefahr, die ihnen droht.

Vor einem Menschenalter etwa betritt der Schotte Rockefeller den nordamerikanischen Boden; nüchtern, streng kirchlich fromm und völlig ruchlos, steigt er binnen fünfundzwanzig Jahren über Berge vernichteter Existenzen zur Höhe des Milliardärs empor, als einzige Waffe das führend, was sie drüben smartness und was wir auf gut deutsch Gerissenheit nennen.

Vor einem Menschenalter etwa drischt ein junger stellenloser „Reisender“ in Beermanns Hôtel in Bremerhaven Skat; er spielt gut Skat: er soll sich damals hauptsächlich damit seinen Lebensunterhalt

„verdient“ haben. Ein guter Freund macht ihn darauf aufmerksam, dass von Amerika seit einiger Zeit eine Art Brennöl ankomme von so üblem Geruch, dass es keiner lagern wolle. Man borgt ihm ein paar tausend Thaler, und er wird Petroleumlagerhalter in Geestemünde. Die Bedeutung des neuen Öls schwillt lawinenhaft an. Derselbe Spediteur übernimmt später die Petroleumlagerung in Hamburg, er ist der Vertrauensmann aller deutschen Händler an Elbe und Weser, sieht in ihre See- und Flusskonnossemente, in ihre Frachtbriefe, in alle ihre Verbindungen hinein und — ist an einem grossen Petroleumhause zur Hälfte beteiligt, ohne dass jemand eine Ahnung davon hat. Der junge Mann, der so erfolgreich Skat spielte, ist heute Vorstand der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft und Kommerzienrat. Seit Windthorst, die kleine hannöversche Exzellenz, gestorben ist, zu dem sich der lange Herr, wenn sie Arm in Arm zusammen durch Geestemünde wandelten, herabbeugte, bückt er sich vor niemand mehr. In Hamburg hat er den Guanopalast „der von Ohlendorff“ gekauft, und als Kriegsflagge führt er die stolze Telegrammadresse War: die Initialen von Wilh. A. Riedemann. Ein ganz kleiner, aber hübscher Zug: man sieht, die Herren fühlen sich bereits als eine Art „kriegführende Macht“, sie beginnen etwas von Alexander dem Grossen in sich zu ahnen. Wäre das alte Europa nicht so ungläubig und so boshaft, vielleicht läsen wir nächstens im Berliner Tageblatt, neue Ausgrabungen am Nil machten es immer wahrscheinlicher, dass die Nach-

kömmlinge des Jupiter Ammon nach dem nördlichen Germanien gewandert seien.

Doch Scherz beiseite. Wie weit die Macht und der Einfluss „erfolgreicher“ Leute unter Umständen reicht, wie sie Presse und Parlament, Verwaltung und Justiz in die Hand bekommen, das kann man an Amerika und an Frankreich lernen. Glücklicherweise haben wir keine Republik — wenigstens nur in Bremen und Hamburg, und das will nichts bedeuten —, und es kann also bei uns so weit nicht kommen, aber es wird Zeit, dass wir uns rühren! Schon ist das Brotmesser in der Hand sehr weniger, und unheimlich schwillt ihre Macht an. Doch die Abkömmlinge tausendjähriger Geschlechter, unsere angestammten Herrscher werden sich dem internationalen Gesindel vom ganz grossen Geldsack nicht fügen, sondern uns auch gegen diesen Feind, der uns Haus und Herd bedroht, wie kein anderer zuvor, zum Siege führen. Ein stolzes Ziel dieser Sieg für das edelste der Geschlechter: wer ihn gewinnt, dessen Thron steht für Jahrtausende fest, ein Heiligtum seinem Volke und die Verehrung des Menschengeschlechts.

Plutokraten sind zwar feig, und die Macht der modernen Kapitalisten entbehrt noch jeder thatsächlichen eigenen Stütze, sie beruht lediglich auf einer Einbildung, auf der Suggestion, dass ihr Interesse und das der Regierenden dasselbe sei. Es ist also selbstverständlich, dass die Geldherrscher ihr Regiment heute noch ungefähr so führen, wie eine schlaue Frau den Pantoffel schwingt. Aber jeden

Tag fühlen einige Hunderttausend mehr, dass ihnen Staat und Kirche, König und Fürst nicht helfen, und so glauben sie, dass sie nicht mehr die Macht dazu haben. Jeden Tag machen Tausende und Tausende ihren Frieden mit der wirklichen Macht, die nicht des Königs ist, und andere Tausende und Tausende verwandeln sich aus Feinden der neuen Herren zu Feinden derer, die zulassen, dass sie die Herren werden.

Es giebt wohl hie und da unter denen, die regieren helfen, Leute, die klug genug sind, zu sehen, von wo in Wahrheit die Gefahr für die Monarchie kommt. Diese Herren dürfen aber die Wahrheit nicht sagen, nach innen nicht und nicht nach aussen, nach oben nicht und nicht nach unten, und müssen sich deshalb mit Bruchteilen von Halbheiten begnügen. Aber damit schafft man kein Volk wieder, das sich in seiner grossen Masse als Mitbesitzer des Vaterlandes fühlt, das in denen, die es führen, die besten, die dem Volke nötigen, erkennt, das in seinem Fürsten, the first, den ersten im Kampf, in jedem nötigen Kampf, kennt und in ihm den höchsten Ausdruck seiner selbst achtet, verehrt und liebt. Noch eine zeitlang so weiter wie heute, und das Volk wird in Gesetz, Kirche und Staat Feinde, im Richter, Geistlichen und König die Bedienten derer sehen, die es seine „Aussauger“ nennt.

Was hat den Sozialismus demokratisch und gar königsfeindlich gemacht? Die sozialistische Theorie als Wissenschaft ist vereinbar mit politischen Verfassungen der verschiedensten Art. Selbst Lassalle

noch sprach allerdings vom „dumpfen Massenschritt der Arbeiterbataillone“, aber auch von der „königlich preussischen“ Sozialdemokratie. Ich glaube, den Deutschen wird ein soziales Königtum immer lieber sein als irgend eine Republik. Dass die heutigen Führer antimonarchisch, republikanisch geworden sind, das ist doch kein Wunder. Es ist aber höchst wahrscheinlich, dass die Sozialisten des kommenden Jahrhunderts sehr königstreue Mannen sein werden, wenn sich die Könige noch rechtzeitig entschliessen, ihre Hausmeier und Hausmeierchen von heute, die von der krummen und die von der geraden Nase, mit einem kräftigen Fusstritt an die Luft zu setzen und über sie hinweg sich wieder mit ihrem Volke zu vertragen. Der Weg ist erstaunlich einfach, und das Petroleum eine gute Gelegenheit zum Anfang.

III. Kapitel.

Das Petroleum-Weltmonopol. — Wie das Königreich entstand.

Die Amerikaner selbst nehmen als den Entdecker ihres natürlichen Petroleums den Obersten Drake an, der Wasser suchte und Petroleum fand. Als aus seinem artesischen Brunnen das brennbare Nass ausbrach, begann das Ölfieber. Tausende und abertausende stürzten sich auf das neue Mittel, reich zu werden. Wo sich irgend Öl zeigte, wuchsen die Bohrtürme wie Pilze aus dem Boden, es entstanden zahlreiche Raffinerieen, und es blühte ein grosses Geschäft auf, fabelhaft schnell, namentlich deshalb, weil fast jedermann das wenige Kapital fand, das er brauchte, um Bohrversuche anzustellen oder eine kleine Raffinerie zu gründen.

Bald darauf begann auch schon die Verbesserung in der Gewinnung, im Reinigen und in der Versendung des Petroleums. Schon Anfang der sechziger Jahre tauchten die ersten Tanks auf. Sie waren zuerst von Holz, aber bald traten eiserne an ihre Stelle. Auch kamen damals schon kluge Köpfe auf den Gedanken, Petroleum weder in Fässern, noch in Tanks zu befördern, sondern durch Röhrenleitungen

dahin zu pumpen, wo man es brauchte. General S. D. Karns schlug das schon 1860 vor. Angelegt wurde die erste Pipeline von Samuel van Sykel im Jahre 1865, und zwar über die vier Meilen lange Strecke von Pitholl nach Millers Farm.

Um diese Zeit wurde auch der Mann zufällig auf Petroleum aufmerksam gemacht, in dem damals noch niemand den künftigen König ahnte. Ohne einen „blutigen Cent“, wie man drüben so schön sagt, waren John und William Rockefeller, ein „edles Brüderpaar“, nach den Vereinigten Staaten gekommen. Sie hatten sich erst in einem ganz kleinen Landstädtchen Ohios, dann in Cleveland am Eriesee niedergelassen und einen kleinen Handel gegründet. „Bill“ half nur, „Johnny“ war der eigentliche Mann. Er „machte“ namentlich in Mehl. Sein Geschäft war gänzlich unbedeutend.

Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, als er die Bekanntschaft eines mechanic, eines Fabrikarbeiters, machte. Dieser Mann, der ebenfalls in ganz armseligen Verhältnissen lebte, hatte sich irgend eine kleine Verbesserung in der Reinigung des rohen Petroleums ausgedacht. Er wusste seinen Freund, den Krämer Rockefeller, zu überzeugen, dass „Geld in seiner Idee wäre“, und ihn zu veranlassen, seine paar Dreier zur Gründung einer kleinen Quetsche von Raffinerie herzugeben. Zuerst wurden alle Arbeitskräfte auf Anteil gemietet, Buchhalter, Advokaten, Eisenbahnbeamte, Makler u. s. w.

Dieser kleine Kreis von Leuten sass ruhig in dem vom Öldistrikt mehrere hundert Meilen entfernten

Cleveland, kein einziger war Eigentümer von Ölquellen oder Ölländereien. Aber mit vielen anderen zusammen Besitzer einer der vielen kleinen Raffinerieen zu sein, genügte Johnnys Ehrgeiz nicht. Zu arbeiten, die Methode der Fabrikation zu verbessern, abzuhängen von den Schwankungen des Marktes, die damals sehr gross waren, je nachdem grosse neue Quellen angebohrt wurden oder ältere versiegten, jahrelang thätig zu sein und dann vielleicht doch das sauer erworbene kleine Vermögen durch solche Eingriffe unberechenbarer Gewalten wieder zu verlieren, das schien ihm „kein Geschäft". Er war ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, der Herr Rockefeller, und begriff sehr früh, dass der Witz bei jedem Geschäft doch schliesslich das Geld der anderen ist. Wenn dem aber so ist, weshalb sich vor dem kürzesten Wege genieren? Ohne Proudhon zu kennen, übersetzte er dessen „Eigentum ist Diebstahl" in das praktisch besser verwertbare Dogma „Diebstahl wird Eigentum, wenn man nicht zu fassen ist". Sein sektenhaft fester Bibelglaube — Herr Rockefeller ist Baptist — störte ihn dabei keineswegs, vermutlich nahm er den „Heiden" ihr Geld nur mit um so ruhigerem Gewissen ab.

Ich habe da eben den Ausdruck Intelligenz gebraucht. Das Wort erweckt aber bei dem deutschen Leser vielleicht ein falsches Bild, denn Intelligenz in unserem Sinne hat Rockefeller nicht, er ist ein völlig beschränkter Kopf, ohne jedes höhere Interesse oder irgend welches geistige Bedürfnis, an sich ein vollkommener Banause, und ohne sein Geld wäre er

ein ganz trauriger Mensch. Sein Seelenleben ist ausgefüllt von zweierlei: von stupidem Gottesdienst und vom Geldmachen. Für dieses Geldmachen hat er aber einen angeborenen rohen Instinkt, der durch keine Regung, durch keine Rücksicht, durch kein Gewissen, durch kein Bedenken jemals gehemmt wird. Einer meiner früheren Bekannten sagte einmal von ihm: er ist ein Tiger. Das ist nicht ganz richtig, denn ein Tiger hat Mut. Ein feiger Tiger — das charakterisiert ihn wohl am nächsten. Feige Verschlagenheit und vollendete Empfindungslosigkeit für Jammer und Elend von Tausenden, satte Seelenruhe, die niemals ein Gedanke an die Unzähligen stört, die er durch Gewalt oder Betrug zu Grunde gerichtet hat, das sind seine hervorragendsten Eigenschaften. Die meisten Leute, die über ihn geschrieben haben, darunter ganz kluge Köpfe, denen aber doch unbewusst die soundsoviel hundert Millionen imponieren, pflegen ihn gewöhnlich einen „Mann von hervorragender Charakterstärke“ zu nennen. Sehen wir uns diesen „Charakter“ etwas näher an.

Das Geld der anderen war sein Ziel. Sich alle diese tausende von Raffineuren, glücklichen Quellenfindern, Öllandbesitzern tributpflichtig zu machen ohne eigene Arbeit, das war sein goldener Traum. Wo aber war das Mittel zur Erfüllung?

Rohöl an der Produktionsstelle kostete verhältnismässig wenig, an dem Preise, den man am Hafenplatze, in Philadelphia, in Newyork bezahlte, hatten die Transportkosten einen grossen Anteil. Das sah

jeder, sah also auch John D. Rockefeller. Er sah aber noch etwas mehr.

Drei Eisenbahnen waren gegen das Ölgebiet vorgerückt: die Newyork-Central-, die Pennsylvania-Central- und die Lake-Eriebahn. Diese Bahnen waren durch das „Zwischenstaatliche Handelsgesetz der Vereinigten Staaten", wie ganz selbstverständlich, verpflichtet, „keinen Kunden vor dem andern zu bevorzugen oder einem den Versand seiner Güter zu verweigern". Das wussten alle Leute, und deshalb glaubten auch alle, nur durch Glück im Auffinden von Öl, durch überlegene Fabrikation oder erfolgreiche Spekulation könne man im Petroleumhandel seinen Weg machen. Rockefeller aber sagte sich immer und immer wieder: die Eisenbahnen muss man in die Hand bekommen, dann kann man alle die tausende und abertausende von „Ölmännern" zinspflichtig machen.

Jedem andern wäre vielleicht der Gedanke, gegen diese mächtigen, meist von einem Grossaktionär und Multimillionär straff persönlich geleiteten Eisenbahnen vorzugehen noch verwegener erschienen als der, einen Angriff auf das Geld der unzähligen Petroleumindustriellen und -Händler zu machen. Rockefeller wurde aber von seinem Instinkt ganz richtig dahin belehrt, dass man nicht tausende, wohl aber drei Leute gleichzeitig betrügen könne.

Es ist zweifelhaft, ob Rockefeller weiss, wer Epaminondas war. Aber dessen schräge Schlachtordnung hat er, zeitgemäss vergaunert, in den „wirtschaftlichen Kampf" eingeführt. Seine Gegner sahen immer

ausser der Kolonne, deren Angriff zunächst zu erwarten stand, noch andere Feindesscharen, mit denen zu rechnen war, ihre Aufmerksamkeit wurde zersplittert, ihre Wachsamkeit von dem Punkte abgelenkt, auf den der Hauptstoss berechnet war.

Zu diesem Zwecke schuf Herr Rockefeller immer neue Firmen, mit denen er sich scheinbar vertrug und scheinbar stritt, die er bald so, bald so ausspielte, und hinter denen im letzten Grunde doch immer er selber war. Den Angriff auf die Eisenbahnen maskierte er dadurch, dass er unter dem schönen Namen „South Improvement Compagnie“ eine Gesellschaft gründete, die erklärte, sich mit der Spedition von Petroleum im grossen Stil befassen zu wollen. „South Improvement Compagnie“ klang gut. Das Wort „improvement“ hat drüben ungefähr denselben Reiz wie bei uns „Fortschritt“. Unter diesem schönen Namen machte nun Herr Rockefeller der ersten der drei Eisenbahnen einen freundschaftlichen Besuch. Wenn Sie nur wollen, können wir beide zusammen sehr viel Geld machen, sagte er zu ihrem Direktor, Präsident nennt man's drüben. Helfen Sie mir, dass ich die Petroleum-Spedition in die Hand bekomme, dann thue ich Ihnen wieder einen Gefallen und lasse alles Petroleum über Ihre Linie gehen.

Hm, sagte der kluge Herr Multimillionär. Wie denken Sie sich denn das, lieber Herr Fortschritts-Rockefeller?

Ich muss Petroleum billiger befördern können, als alle anderen, sagte er.

Fiele mir ein, lachte der Präsident geringschätzig. Die Sätze sind mir niedrig genug; do you see something green in my eye? halten Sie mich für grün, sehe ich so dumm aus?

Aber lieber Herr Präsident, ich brauche ja garnicht niedrigere Frachtsätze überhaupt, sondern nur niedrigere Frachtsätze als die anderen, lächelte Herr Rockefeller. Verdoppeln Sie den jetzigen Satz, stellen Sie mir aber die Hälfte der Mehreinnahme für unsere gemeinschaftlichen Zwecke zur Verfügung.

Mit Vergnügen, sagte der Präsident sehr kühl, wenn Sie nur die Gefälligkeit haben wollen, dafür zu sorgen, dass die beiden Konkurrenzlinien ihre Frachtsätze auch verdoppeln.

Aber natürlich, dafür würde ich sorgen, sagte, noch verschmitzter lächelnd, Herr Rockefeller, wenn ich nicht gewusst hätte, dass ich das fertig bekommen könnte, so würde ich doch garnicht gewagt haben, Ihnen mit meinem Vorschlage zu kommen.

Richtig, selbstverständlich, nickte der Herr Präsident.

Es wird mich aber viel Geld kosten, damit der und jener Leiter, der und jener Grossaktionär, der Aufsichtsrat, die Direktoren der beiden anderen Bahnen sich so verhalten, dass ein Vertrag ihrer Bahnen mit Ihnen zustande kommt, der den Petroleum-Tarif verdoppelt uud auf Jahre bindet. Dass solcher Vertrag für ihre Bahnen gefährlich werden kann, werden sie nur übersehen, wenn sie persönlich sogleich sehr viel mehr verdienen, als sie auf ihre Anteile je dadurch verlieren können. So reiche Leute

sind doch nicht mit einer lumpigen Million zu bestechen.

Vermutlich nicht, meinte der Direktor und Multimillionär verständnisvoll und wurde immer aufmerksamer.

Diese — — „Kosten“ möchte ich nicht bezahlen, erwarte aber auch nicht, dass Sie sie bezahlen.

Nun, wer soll sie denn bezahlen? fragte gespannt der Herr Direktor.

Nun eben die anderen Petroleumablader zusammen, Verehrtester; Sie nehmen uns allen die doppelte Fracht ab, die Hälfte aller Frachten aber vergüten Sie mir im Geheimen zurück. Wenn Sie mir das schriftlich geben, riskiere ich erst einmal mein Geld, ich werde die Sache schon fertig bekommen, verlassen Sie sich darauf. Sie riskieren garnichts: die fünfzig Prozent Frachtraffaktie geben Sie erst, wenn Sie die Fracht um fünfzig Prozent erhöht haben und Sie erhöhen die Fracht erst dann, wenn die beiden anderen Bahnen gebunden sind, es auch zu thun. Sie bekommen für jedes Barrel Öl genau so viel wie bisher und dann doch mit der Zeit den ausschliesslichen Transport, Sie und ich machen unfehlbar unsere Konkurrenten tot und es kostet keinen von uns einen Cent.

Donnerwetter, sagte der Eisenbahndirektor, Donnerwetter! das ist genial, wenn die anderen nur nicht zu früh dahinterkommen. Wir müssen es schlau anfangen. Zuerst müssten Sie mit ihnen wie mit mir verkehren und nur nach und nach ihnen die Transporte entziehen.

Wirklich, das ist nötig, schmunzelte Herr Rockefeller. Ich freue mich ungemein, dass Sie klug genug sind, das einzusehen. Das war der einzige Punkt, der mir Sorge machte. Ich fürchtete, Sie könnten am Ende zu rasch alles haben wollen, während es doch völlig unmöglich ist, die anderen plötzlich kalt zu stellen. Wir verstehen uns aber ganz, wie ich sehe. Ich habe nicht einmal nötig gehabt, Sie auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Wir sind für einander geschaffen. Ich habe aber noch an einen anderen Punkt gedacht, damit Sie — man kann nie wissen — notfalls der Öffentlichkeit gegenüber einen Grund haben, weshalb Sie mir die Hälfte Ihrer Petroleumfrachten vergüten, will ich mich verpflichten, die besonderen Einrichtungen, die die Verladung von Petroleum nötig macht, an allen Stationen Ihrer Linie, wo Sie Petroleum aufnehmen, für Rechnung meiner Gesellschaft herstellen zu lassen; auch die ja ebenfalls nicht allzu kostspieligen Anlagen, die Sie an Ihren Hafenendstationen unterhalten müssen, werden wir künftig unterhalten und ausgestalten. Ich bringe also Opfer, es wird ein ganz plausibles Geschäft. Selbst dem zwischenstaatlichen Handelsgesetz und unseren geistvollen Richtern gegenüber sind wir dann gedeckt: die South Improvement Compagnie bezahlt dieselbe Fracht, wie jeder andere, nur für die Herstellung und Unterhaltung der für den Petroleumtransport nötigen Einrichtungen, für etwas also, was die anderen Ablader nicht leisten, geben Sie uns eine Vergütung, die sich ganz einleuchtender Weise nach dem Vorteil, d. h. nach den Frachteinnahmen

richtet, die Ihnen aus dem Artikel Petroleum zuwachsen.

Und wenn es uns eines Tages aus irgend einem Grunde passt, das Petroleum der anderen Spediteure überhaupt nicht zu befördern, so „verweigert“ nicht die Bahn „den Versand“, sondern wir, die South Improvement, reklamieren unsere Einrichtungen vor der Öffentlichkeit und erklären, dass wir unser Eigentum nicht mehr von der Konkurrenz mitbenutzen lassen. Wie wollen sie dann abladen? Ehe sie eigene Anlagen bauen oder Sie gezwungen werden können, das zu thun, haben wir doch längst unseren Zweck erreicht und dann — geben wir nach, bis wir das Manöver wieder mal machen. Verlassen Sie sich darauf, Herr Präsident, wir beide haben sie alle in der Tasche.

Ausgezeichnet, sagte der Herr Präsident.

Der Gedanke, sich mit einem scheinbaren Interessengegner zusammen zu thun, um die ahnungslosen Zeitgenossen gemeinschaftlich auszubeuten, ist jedem amerikanischen Gemüt süss. Er setzte sich also hin und verpflichtete seine Bahn kontraktlich, erstens den Frachtsatz für Petroleum zu verdoppeln, sobald als und so lange als die beiden Konkurrenzlinien das auch thäten, zweitens der South Improvement Compagnie in Anerkennung der Opfer, die sie in gemeinschaftlichem Interesse für das Petroleumgeschäft bringe, bei jedem Quartalsschluss die Hälfte aller Petroleumfrachten zurückzuvergüten, drittens die South Improvement Compagnie auch sonst nach Kräften zu unterstützen. Die South Improvement

Compagnie ihrerseits verpflichtete sich im Kontrakt, die eben erwähnten Einrichtungen an den einzelnen Zugangsstationen: Pumpmaschinen, Sammeltanks, Krane, kleine besondere Ladebrücken u. s. w. einzurichten und zu unterhalten, und ferner, der Bahn thunlichst grosse Petroleumladungen zuzuweisen, mit der ausdrücklichen Erklärung, dass sie nicht etwa gebunden wäre, den anderen Eisenbahnen nichts zu geben.

Der Eisenbahndirektor war zuerst sehr glücklich über das neue Geschäftsverhältnis. Der Ärmste hatte ja keine Ahnung, dass Herr Rockefeller mit den beiden anderen Linien genau denselben Vertrag gemacht hatte. Sie waren alle drei gleichzeitig und gleichmässig betrogen worden, und merkten das nur sehr nach und nach. Als Herr Rockefeller überraschend schnell und sicher eine Einigung darüber erzielte, dass alle drei Linien den Petroleumtarif verdoppelten, öffnete ihnen das die Augen noch nicht, sie wunderten sich nur über die Grösse seines Einflusses und dachten bei sich, dass er doch ein ganz erstaunlich tüchtiger Mann wäre. Nur sehr allmählich kamen sie dahinter, wie treulos sie genasführt worden waren. Aber die Verträge waren gut abgefasst. Es war nichts zu machen, schon weil man die Unterzeichner gelyncht hätte, wenn sie mit der geheimen Absprache herausgekommen wären, und weil jeder der drei Direktoren sich doch scheute, den beiden anderen einzugestehen, dass er Herrn Rockefeller diese grossen Vorteile, diese hohe Frachtvergütung für das bischen Verladeeinrichtung nur eingeräumt hätte, um mit ihm die beiden Konkurrenten, mit

denen man das heimtückische Frachtübereinkommen scheinbar ganz freundschaftlich abgeschlossen hatte, um ihren Anteil an diesen grossen Transporten zu betrügen. Schliesslich verloren die Bahnen ja auch nichts gegen früher, und das Geschäft vereinfachte sich wirklich. Und dann — was für ein Kerl war doch dieser Rockefeller! Mit dem im Bunde würde man die kleinen Linien, die jetzt anfingen, nach dem Ölgebiet vorzurücken, schon unterkriegen!

Die South Improvement Compagnie aber bezahlte von diesem Tage an nicht nur einen Dollar Fracht für das Barrel Petroleum weniger als jeder andere, sondern verdiente sogar an jedem Barrel Petroleum, das irgend ein anderer ablud, denselben Dollar Frachtdifferenz. Das Petroleumgeschäft war damals noch klein, die Production betrug nur 18 000 Fass täglich, sie verdoppelte sich zwar rasch, verdreifachte und vervierfachte sich, zunächst aber konnte die South Improvement Compagnie für diese doch wirklich geniale Leistung immerhin nur sechseinhalb Millionen Dollar, sagen wir rund fünfundzwanzig Millionen Mark jährlich in die Tasche stecken.

Da legte sich ein schwerer Druck auf das Ölgeschäft Pennsylvaniens. Kein Mensch begriff, wie das zuging. Die erhöhte, für alle gleiche Fracht konnte es nicht sein, die Kursschwankungen waren in einer und derselben Woche häufig viel beträchtlicher, und zu allen Preisen stieg der heimische und der europäische Verbrauch. Alle Welt verlor Geld in dem Geschäft. Nur der Standardbande da drüben in Cleveland schien es zu glücken. Vermutlich

enormes Glück in Hausse und Baisse an den Ölbörsen, sonst war es gar nicht denkbar. Aber merkwürdig: die Leute hatten augenscheinlich immer Glück, und die anderen konnten zehnmal mit einem grossen Gewinn heimziehen, langsam, allmählich, aber unheimlich sicher schien es ihnen wieder durch die Finger zu rinnen. Die unternehmendsten Leute verloren den Mut. Bankerott, Selbstmord, Irrsinn wurden epidemisch im Petroleumgeschäft.

Nach und nach — es waren Jahre vergangen — begann von den Kontrakten zwischen der Fortschrittsgesellschaft und den Eisenbahnen etwas durchzusickern, man fing an zu begreifen, weshalb das Petroleumgeschäft schlechterdings nicht mehr lohnte, weshalb einer nach dem anderen seine Raffinerie an die Standard Oil Compagnie zur Hälfte des Anschaffungswertes verkaufte. Die Aufregung in den Ölgegenden wuchs und wurde gefahrdrohend, so sehr, dass sich endlich der Nationalkongress gemüssigt sah, die Abmachungen mit den Eisenbahnen zu untersuchen. Aber die Sache rückte nicht von der Stelle. Einer der Hauptzeugen, der Rockefeller hätte gefährlich werden können, weigerte sich plötzlich, zu sprechen. Überhaupt, was auch immer gegen Rockefeller und seine Dutzende von Petroleumfirmen unternommen worden ist, es geschah nichts Ernstliches gegen sie. Man erzählt sich in Amerika ganz laut, was der und der Richter oder der und der Gesetzgeber die Standard Oil Compagnie gekostet habe. Das ist nicht Börsen- oder Stadtklatsch. Der Richter David Davis hat sich amtlich so ausgedrückt: Grosse

Körperschaften, fest verbündete Riesenbetriebe besetzen die Wege zur Macht ... Es ist ein öffentliches Geheimnis, dass sie durch Einsetzung von gesetzgebenden Versammlungen einzelne Staaten beherrschen und die Gerichte korrumpieren, dass sie mächtig im Kongress und skrupellos in der Anwendung von Mitteln sind.

Das hat allerdings viel Geld gekostet, aber das Geschäft trug es ja, ein anständiger Check für den oder jenen Volksvertreter, ein in der Regel viel kleinerer für den und jenen bedürftigen und intelligenten Richter, für den oder jenen rechtskundigen Anwalt, der die Mittel und Wege wies, konnte immer „drauf stehen". So hatte es Johnny immer gemacht: er liess sich nie lumpen: wenn er das Geld hundertmillionenweise anderen Leuten aus der Tasche nehmen konnte, kam es ihm auf ein paar mal Hunderttausend aus der eigenen für die nie an, die ihm dazu verhalfen.

Was sind in Amerika für Enqueten, für Untersuchungen, für Prozesse geführt worden. Es ist niemals etwas anderes erreicht worden, als dass man eine Form aufgab, während die Sache genau so blieb wie bisher. Die Bahnen haben das Joch nie abzuschütteln vermocht. Durch das Geld, das sie selbst Rockefeller in die Hand gespielt hatten, war er in wenigen Jahren zu einer Grossmacht geworden und setzte ihnen den Fuss auf den Nacken.

Nur die Pennsylvania-Centralbahn hat einmal nach Jahren unter der Leitung Vanderbilts versucht, sich von der Standard Oil Compagnie wieder zu

befreien. Die Bahn gründete eine Scheingesellschaft à la Rockefeller, die Empire Transportation Compagnie, die im grossen Umfange Eisenbahntankwagen, Röhrenleitungen und Raffinerieen zu bauen und zu kaufen begann. Kaum merkte Rockefeller, was Vanderbilt beabsichtigte, so nahm er den Kampf auf, oder vielmehr, er brachte es dahin, dass die anderen Eisenbahnen den Kampf als gegen sie geführt ansahen und einen erbitterten Tarifkrieg begannen. Nicht nur gegen die New-York-Central- und die Erie-Bahn, sondern auch die inzwischen hinzugekommenen: die Baltimore- und Ohio-, die Lehigh Valley-, die Reading-, die Atlantic- und Great Western-, die Lake Shore-Bahn halfen die Kastanien für ihn aus dem Feuer holen. In der Hauptsache soll er mit Bestechungen gearbeitet haben. Grossaktionäre bekamen Millionen, um für den Kampf zu stimmen. Dafür, dass nur die anderen Aktionäre dabei Geld verloren, wurde dadurch gesorgt, dass man riesige Baisse-Engagements in den Aktien der eigenen Gesellschaft vor den Generalversammlungen unter der Deckadresse zahlungsfähiger Makler an der New-Yorker Börse einging. Der Krieg wurde bis aufs Messer geführt. Die Pennsylvaniabahn ging so weit, dass sie, um nur Öl zur Beförderung zu bekommen, es kaufte, im Hafen wieder verkaufte und sich den Preisunterschied als Fracht rechnete. Rockefeller war immer unterrichtet, wann ihre Tanks übervoll waren, wann sie verkaufen musste: gewaltsam wurde durch riesiges Angebot dann gerade der Markt bis zur Zerrüttung geworfen: die Eisenbahn schloss auf spätere Lieferungen ab, um das zu ver-

meiden: da explodierten oder brannten grosse Tanks gerade zum Fälligkeitstermin, und die Bahn musste erdrückende Differenzen bezahlen. Strange coincidences! murmelte das Volk. Die Bahn beförderte schliesslich Petroleum umsonst, ja sie bezahlte eine Zeit lang noch acht Cent für das Barrel darauf. Rohöl war damals in den Hafenplätzen oft billiger als an der Quelle.

Die riesigen Verluste der vereinigten Bahnen aber bezahlten deren nicht eingeweihte Kleinaktionäre in Amerika, in England, in Europa, nicht Rockefeller und seine Helfer, und so wurde die Pennsylvaniabahn bald mürbe: ihr Vizepräsident ging zweimal nach Cleveland, um sich mit Johnny zu vertragen. Die Empire Transportation Compagnie, d. h. die Pennsylvaniabahn, verkaufte ihre sämtlichen Raffinerieen und Röhrenleitungen an Rockefeller und verpfändete ihm ihre Tankwagen, ungefähr 60 000 Stück. Damit war sie vollständig in seinen Händen.

Als die beiden Herren einig geworden waren, wurde sofort der Betrag ausgerechnet, den die Bahn vom Käufer zu erhalten hatte, und als die Summe feststand, legte John D. Rockefeller seinen Check über drei Millionen und soundsoviel Dollar auf den Tisch. Herr Vanderbilt ist auch grosse Zahlen gewöhnt, aber dass jemand eine so grosse Summe bares Geld vorrätig hat, darüber hat er sich sogar gewundert. Für Herrn Rockefeller dagegen muss es etwas Alltägliches sein, denn als drei Jahre später das Gericht wieder einmal so that, als könnte es etwas ausrichten, und dabei auch auf diesen Vorgang die Sprache

kam, konnte sich Herr Rockefeller unter seinem Eide nicht besinnen, dass er je an einer solchen Verhandlung teilgenommen und dabei der Gegenpartei drei Millionen Dollar ausgezahlt habe.

Die mit ihm siegenden Eisenbahnen hatten jetzt ebenso grosse Furcht vor ihm, wie die besiegte. Keine wagte mehr zu mucksen. Nur einmal noch hatten sie eine leise Hoffnung. Zu Vanderbilt kommt eines schönen Tages, vorzüglich empfohlen, ein Mann, der ihm erklärt, dass er in Verbindung mit einigen westlichen Mammutkapitalisten das Öltransport- und Raffineriegeschäft aufnehmen wolle, und zwar mit Mitteln, die ihm mit Leichtigkeit erlauben würden, selbst gegen die Standard Oil Compagnie erfolgreich zu konkurrieren, wenn er nur die Unterstützung einer Hauptbahn fände, am liebsten der seinigen. Wenn die Pennsylvaniabahn der neuen Gesellschaft einen Frachtrabatt von 22½ Cent für das Barrel einräumen wolle von den Sätzen, die die Rockefeller-Gesellschaft bezahle, so würde sie sich einen neuen treuen Kunden gewinnen, der gelegentlich auch gegen die Standard Oil Compagnie ausgespielt werden könnte.

Vanderbilt entschloss sich, dieses Opfer von 22½ Cent zu bringen, in der Hoffnung, der Standard Oil Compagnie einen Gegner zu erziehen. Man kam überein, dass dieses Abkommen streng geheim bleiben, vor allem, dass weder die Standard Oil Compagnie noch die beiden anderen Hauptbahnen etwas davon erfahren dürften.

Aber selbstverständlich hatten auch diese Bahnen denselben Vertrag mit der American Transfer Com-

pagnie gezeichnet, hinter der sich wieder nur Herr John D. Rockefeller versteckt hatte. Man sieht, es war nicht einmal ein neuer Gedanke, sondern mutatis mutandis derselbe Schwindel, mit dem er vor soundsoviel Jahren zuerst den Fuss in den Bügel bekommen hatte. Aber die Ansichten über geistige Leistungen müssen wohl verschieden sein, denn Vanderbilt hat damals bewundernd ausgerufen: What a smart fellow!

Dieses letzte Kümmelblättchen brachte also der Standard Oil Compagnie 22½ Cent auf jedes Barrel. Die American Transfer Compagnie hat nie etwas anderes gethan, als diese Rückvergütung einzukassieren, damit die Standard Oil Compagnie nicht als Empfängerin aufzutreten brauchte. Mit ganzen 100000 Dollar Kapital gegründet, zahlte sie im Jahre darauf (1878) 3500000 Dollar Dividende, das heisst fünfunddreissigmal soviel, als ihr Grundkapital betrug.

Seitdem wagten die Bahnen nichts mehr gegen Rockefeller zu thun. Die Hauptröhrenleitungen hatte er nach und nach entweder mit den Bahnen zugleich, die zum grossen Teil Besitzer waren, oder nebenher auf ähnlich geschäftstüchtige Weise in die Hand bekommen. Die Produzenten mussten das Rohöl zu dem Preise verkaufen, den er diktierte, sie mussten in seinen Büreaus Queue bilden und froh sein, wenn er es überhaupt nahm. Weigerten sie sich, so verweigerten die Pipelinegesellschaften unter dem Prätext der Überfüllung und die Eisenbahnen unter dem des Wagenmangels die Aufnahme ihres Öls, und sie mussten es unbenutzt über die Felder laufen lassen.

In Pennsylvanien fing es an zu gären. Es wur-

den stürmische Versammlungen abgehalten, und die Bewegung wuchs, obgleich die Zeitungen selbstverständlich von Rockefeller gekauft waren und schwiegen. Endlich kam es zu offenem Aufruhr. Im Mc Kean County wurde der Agent Rockefellers des Nachts von einer vermummten Schar überfallen und erschlagen. Man schickte sich an, die Röhrenleitungen und Eisenbahnen zu zerstören. Da fügten sich diese scheinbar, und es wurden täglich über 50000 Fass versandt. Aber das dauerte nicht lange. Bald war Rockefeller wieder der einzige Käufer. Die Standard Oil Compagnie war jetzt die einzige Besitzerin von Petroleumwagen, sie beherrschte die Röhrenleitungen und da, wie schon gesagt, sämtliche für Petroleum bestimmten Bahnhofseinrichtungen, auch die terminus facilities, d. h. die Güterschuppen, Krane, Maschinen und sonstigen Verschiffungs-Einrichtungen der Endstationen in den Hafenplätzen, die scheinbar den Eisenbahnen gehörten, Eigentum der Standard Oil Compagnie waren, so hatte sie die Möglichkeit, jedes Fass Petroleum, das versandt wurde, zu beaufsichtigen.

Man stelle sich vor, welche Summe von Wissenschaft über das, was die „Unabhängigen“ thaten oder vorbereiteten, wohl gesichtet und durchgearbeitet von seinen tausend Angestellten, allmorgendlich auf Rockefellers Pult gelegt wurde, und welches Übergewicht ihm diese Wissenschaft in dem wilden Treiben der amerikanischen Börsen verschaffen musste!

Das berühmte Jahr der grossen Hausse (1876) ist von ihm in Szene gesetzt worden und fast nur ihm

zu gute gekommen: das Petroleum stieg damals vom Frühjahr bis zum Spätherbst um etwa 25 Mark für den Zentner; von den bisher erwähnten Summen ganz abgesehen, soll ihm dieses Jahr allein an Differenzen 50 Millionen Dollar, also über 200 Millionen Mark, eingebracht haben. Einen gewissen Anhalt giebt die Thatsache, dass die Standard Oil Compagnie 1875 ein Kapital von 3½ Millionen Dollar, im Jahre 1882 aber, als der Standard Oil Trust ihr Vermögen übernahm, 70 Millionen Dollar besass. Das sonstige Privateigentum der Teilhaber ist selbstverständlich in beiden Fällen nicht eingeschlossen.

Beiläufig erwähnt, betrug das Vermögen des Trust, als er zur Standard Oil Corporation gemacht wurde, im Jahre 1893 102½ Millionen Dollar. John D. Rockefellers gesamtes „Eigentum" wurde schon vor Jahren auf mehr als 150 Millionen Dollar geschätzt; heute hat er vermutlich die erste Milliarde Mark längst überschritten.

So grosses Kapital muss natürlich auch auf anderen Gebieten „werbend" auftreten. Seine riesigen Unternehmungen in Grundbesitz bereiten im Westen eine ganz unerträgliche Feudalität vor, und zur Ausfüllung seiner Mussestunden hat er diesen Sommer den grossen Raubzug als Präsident des Ledertrusts gemacht. Leder ist durch Massenaufkäufe um 40 bis 50 Prozent in die Höhe getrieben worden. Wenn aber die kleinen Leute, Lederhändler und Schuster zum Kaufen gezwungen, wenn die aufgehäuften Vorräte abgesetzt sein werden, dann werden die Preise schon wieder fallen.

IV. Kapitel.

Das Petroleum-Weltmonopol. Legitimes Geschäft und Spekulation.

Das Wort Spekulation wird immer mehr zu einem Schimpfwort, seitdem es aus den Lehrbüchern der Weltweisen in die Marktberichte der Börsenblätter hinabgestiegen ist. Mir liegt aber ob, zu zeigen, dass Spekulation und Spekulanten unentbehrlich sind, so lange man, auch bei heutigen Verkehrsverhältnissen, noch einen Handel mit grossen Stapelartikeln überhaupt zulassen, und so lange man diesem Handel noch ein wenig von dem berühmten freien Spiel der Kräfte bewahren will.

Die Völker leiden unter dem Drucke des in immer weniger Händen sich zusammenballenden Forderungskapitals, immer mehr wird ihnen die Luft abgeschnürt, und wenn man eine fremde Faust an der Kehle fühlt, wenn die Funken vor den Augen zu tanzen beginnen, pflegt man selten ganz logisch zu denken. Aber für die immer schwerer zu ertragenden Scheusslichkeiten unseres wirtschaftlichen Lebens die Spekulation, namentlich den Terminhandel, hauptsächlich oder auch nur in irgend welchem Umfange verantwortlich

zu machen, das ist geradezu thöricht. Wir stehen vor einer unvermeidlichen Folge unserer völlig umgestalteten Verkehrstechnik.

Es ist nützlich, den Wahn gründlich zu zerstören, als könnte durch sogenannte Börsenreformen, namentlich durch Verbot, Einschränkung oder irgend welche Überwachung des Termingeschäftes je eine wesentliche Besserung erreicht werden. Im Gegenteil, das Termingeschäft, die Spekulation sind die letzten Bremsen an dem dahinrasenden Train der Grosskapitalistenallmacht. „Legitimes Geschäft" ist ein verkehrter Ausdruck. Es giebt Geschäft und Schwindel. Der Schwindel scheidet sich in den ungefährlichen, der unter die Strafgesetzparagraphen fällt, und in den gefährlichen, der dieselben Paragraphen zu seinem Schutze verwendet.

Geschäft ist, um bei der Hauptform zu bleiben, Kauf und Verkauf zwischen zwei Leuten, die die Natur der Ware, um die es sich handelt, sowie das Wesen und die Bedeutung der Abschlussbedingungen vollkommen kennen, die durchaus frei in ihrem Handeln sind, und von denen keiner dem anderen etwas, was auf seine Entschliessung von Belang wäre, verschweigt, zu dessen Mitteilung er verpflichtet wäre, oder gar etwas Falsches als wahr vorspiegelt. Es ist ein Zeichen beginnender Verkommenheit, wenn man Verträge, bei denen auch nur einer dieser Punkte zweifelhaft ist, noch mit dem Ausdruck „Geschäft" bezeichnen zu dürfen glaubt, und darüber hinaus nun eine neue mystische, höhere Art von Geschäft erfindet, die man sich als etwas einigermassen

Anständiges denkt. Das, was man heute verächtlich als „Spekulation“ bezeichnet, ist entweder auch Geschäft und dann ganz gleichwertig, oder es ist Betrug und dann deshalb verwerflich, aber nicht weil es Spekulation ist. Ehrliche Spekulation ist genau ebenso berechtigt oder unberechtigt wie der Handel überhaupt.

Ich will versuchen, mich deutlich zu machen. Das Ideal eines Geschäftes ist das, was man „Kommissionsgeschäft“ genannt hat: der Kaufmann kauft oder verkauft für fremde Rechnung; sein Nutzen, so und soviel Prozent, ist seinem Auftraggeber bekannt, weil er vorher bedungen oder weil er üblich ist. Vom Makler unterscheidet sich der Kaufmann dadurch, dass mindestens einer seiner Auftraggeber nicht am Orte wohnt, vom Agenten dadurch, dass er sich selbst verpflichtet, dass Käufer und Verkäufer nur ihm, nicht aber einander bekannt sind.

Versetzen wir uns nun zum Beispiel nach Habana zur Zeit der fünfziger Jahre: Dampfschiffe sind unbekannt, ein unterseeisches Kabel erst recht, man kann nur durch Briefe mit einander verkehren, und die kommen mit Segelschiffen.

Eines Tages meldete dem Kaufmann in Habana ein holländischer Geschäftsfreund, dass er damit beschäftigt sei, einige Segelschiffe, etwa Piet van Groningen, sechshundertfünfundvierzig Registertons gross, und Jan de Ruyter, fünfhundertdreiundfünfzig Registertons gross, mit Aachener Tuch, mit Remscheider Feilen, mit Solinger Messern, Schiedamer Genever, Edamer und Goudaer Käse und so weiter —

general cargo, wie man sagte —, kurz mit allerlei Waren, vom Aachener Tuch bis zum Zitwersamen, die auf der Insel Cuba verbraucht wurden, zu beladen, dass diese Schiffe in fünf bis sechs Wochen absegeln, also etwa dann und dann in Habana ankommen würden: der bewährte und geschätzte Freund möge die Ladung möglichst gut verkaufen, nach der Löschung aber die beiden Segler mit Rohrzucker, mit Rum, mit Tabak und Cigarren, kurz mit Produkten der Insel Cuba beladen und nach Hause schicken. Preise konnten nicht vorgeschrieben werden, weder für den Verkauf noch für den Einkauf, man schrieb höchstens Grenzen vor, man gab „Limite". Der Kaufmann in Habana verkaufte nun an die Grosshändler in Habana oder auch an die der Nachbarplätze so gut als möglich, setzte seine Verkaufsrechnung auf und zog von dem Ergebnis fünf Prozent Kommission ab. Dann kaufte er nach der Vorschrift so und soviel tausend Säcke Muscovaden, so und soviel tausend Kisten clayed sugar, so und soviel Pipen Rum, so und soviel Seronen Tabak so billig als möglich ein, schlug fünf Prozent darauf und glich die Differenz der eingekommenen und der wieder nach Europa gehenden Ladung aus, indem er für Rechnung des holländischen Freundes auf London zog oder ihm gute Londoner Wechsel einsandte.

Diese biedern Formen hinderten natürlich nicht, dass gelegentlich einmal der bewährte und geschätzte Freund den andern hinterging; es soll das im Gegenteil bedauerlich oft vorgekommen sein. Man sprach aber damals noch nicht von illegitimen

Geschäften, sondern sagte einfach: der Kerl hat mich betrogen, allenfalls drückte man sich, wenn der Freund es nicht gar zu arg gemacht hatte, etwas euphemistisch aus und sagte: der Kerl hat geschnitten.

Aber die gute alte Zeit verging: die Dampfer wurden erfunden, das erste Kabel wurde von England nach Amerika gelegt, man gab dem Dampfer von Habana aus eine Depesche mit für New-York zur Weiterbeförderung mit dem Kabel, oder man telegraphierte nach New-York und liess die Depesche mit dem nächsten Dampfer nach Habana weitergehen. Die Entfernung war auf drei bis fünf Tage verkürzt. Man konnte nun bestimmte Waren fest anbieten oder fest bestellen, es entstand das Kommissionsgeschäft im übertragenen Sinne: man kaufte, man „acceptierte eine Offerte", wenn man während der Giltigkeit des Angebots am Platze oder an Nachbarplätzen verkaufen konnte, man verkaufte, man „führte eine Ordre aus", wenn man während der Giltigkeit des Auftrages gleichzeitig am Platze kaufen konnte.

Heute liegen mehrere direkte Kabel, und unzählige Dampferlinien lassen ihre Schiffe immer schneller hin- und hersausen. Heute, sagen wir, am 15. Oktober 1895, findet der Kaufmann in Habana, wenn er des Morgens ins Kontor kommt, als Segnung des telegraphischen Antipodenverkehrs und der meridialen Zeitdifferenz auf seinem Pulte einen Zettel, von dem er weiss, dass er bei jedem Nachbar, der Zuckergeschäfte macht, auch auf dem Pulte liegt, einen Zettel, auf dem gedruckt steht, dass heute, am

15. Oktober 1895 nachmittags, in London Zucker mit folgenden Preisen für die und die Sorten bezahlt worden ist. Einige Dutzend Zuckermakler und Frachtmakler und Wechselmakler laufen die Calle mercaderes entlang von Kontor zu Kontor und bieten allen Verschiffern — auf deutsch Exporteuren — dieselben Segler- und Dampferfrachten, dieselben Zuckerposten, dieselben Wechselkurse an. Ordres sind weisse Raben, die festen Offerten auch nach Europa sind die Regel, und um sie zu machen, kann man in diesem Gedränge nicht warten, bis man alles sicher beisammen hat, denn gleichzeitig ist es beinahe nie zusammenzubringen.

Auch die Form des Angebots ist viel handlicher geworden: man kann Europa nicht mehr die Besorgung von Fracht und Seeversicherung überlassen, man kann nicht mehr einen Preis für first cost — Lieferung vom Lager — oder auch nur für fob Habana (free on board, an Bord des Seeschiffes in Habana geliefert) fordern, denn man hat in London während der paar Stunden keine Zeit, sich aus den Pesos und Centavos der ersten Kosten in Habana, den üblichen Spesen, den Exportzöllen, den Hafenabgaben, der Fracht, der Assekuranz u. s. w., erst zu berechnen, wie hoch nun die angebotene Ware, nach London gelegt, sich stellen würde. Der Mann, der etwas verdienen will, muss es dem Käufer bequem machen. Er bietet die übliche Masseinheit in Schilling und Pence „frei London" an, alle Spesen, die Fracht und die Seeversicherung eingeschlossen. Cif London, heisst der Kunstausdruck, cost, insurance, freight London oder

cif channel for orders, was noch gebräuchlicher ist, und was bedeutet, dass das Schiff noch keinen bestimmten Hafen kennt, und dass der englische Käufer das Recht hat, ihm beim Einlaufen in den Kanal endgiltige Befehle signalisieren zu lassen, nach welchem Nordsee- oder anderen Hafen er seine Ladung für die bedungene Fracht zu bringen hat. In diesem Wettlauf hat man nur dann Aussicht, rechtzeitig zu kommen, wenn man nach der einen oder anderen Richtung, im Ankauf oder im Verkauf, „vorgeht", entweder mit den Frachten oder mit dem Kurs oder mit der Ware, manchmal mit allen dreien und in allen möglichen Verbindungen. Der Kaufmann kann nicht warten, bis der Nutzen mit Händen zu greifen ist, er muss die Wahrscheinlichkeit durch Schlüsse erforschen, er muss — spekulieren. Aber er muss auch auf Grund seiner Spekulationsergebnisse handeln, und zwar rasch. Der Möglichkeiten sind unendlich viele, und diese Art des Geschäftes macht auf den Nichteingeweihten einen verwirrenden Eindruck, es ist aber nicht illegitim, sondern nur schwieriger, aufreibender geworden, es verbraucht mehr Hirn, Thatkraft, Entschlussfähigkeit, und — es züchtet Spezialisten. Zunächst trennen sich Einfuhr und Ausfuhr, dann trennen sich die einzelnen Warengattungen. Es giebt keine Handelshäuser mehr, sondern nur noch Zuckerhäuser, Tabakhäuser, Bankhäuser. Am schnellsten geht die Entwickelung bei solchen Waren vor sich, in denen man nur eine Sorte, gar keinen Unterschied der Beschaffenheit kennt. Und der Gipfel wird erreicht, wenn auch die Verpackung

nach Grösse und Form dieselbe ist oder gar fehlt, sodass nur nach Gewicht oder Mass gehandelt wird.

Petroleum kam in den bekannten, immer gleich grossen blauen Eichenfässern. Die Sorte war immer dieselbe: Standard white. In kleinen Mengen eingeführtes Luxusöl, Prime white u. s. w., spielt keine Rolle und ist eigentlich nie gemeint, wenn man von Petroleum spricht. Der Handel wurde zunächst in der Form betrieben, die ich eben Kommissionsgeschäft im übertragenen Sinne genannt habe. Eine ganze Anzahl New-Yorker Verschiffer boten durch ihre Agenten in Europa bestimmte Seglerladungen fest an. Bald musste der amerikanische Verschiffer im Konkurrenzkampf „spekulativ" werden. Tagespreis in New-York und Tagesfracht zum Tageskurs umgerechnet, das war selbst ohne Verdienst in Europa nie unterzubringen. Wenn der New-Yorker am Abend, nachdem er Börse und Geschäftstag hinter sich hatte, seinem Hamburger Agenten mit zwei, drei Worten des übereingekommenen cable code telegraphierte: „Ich biete an, fest auf Antwort morgen vor Börse hier, eine Ladung von fünftausend Barrels, die in der zweiten Hälfte November von New-York absegeln wird, zum Preise von 8 Mark 95 Pfennig für 50 Kilo netto, Fass frei, Fracht und Seeassekuranz eingeschlossen," so lag diese Depesche am anderen Morgen um acht Uhr in dem Briefkasten des Agenten, denn sie war schon in der Nacht angekommen. In Hamburg war damals eine ganze Reihe grosser Häuser in Petroleum als erste Hand, als Importeure, ausschliesslich oder hauptsächlich thätig. Die doppelte

oder dreifache Anzahl Hamburger Geschäftshäuser beschäftigte sich als zweite Hand unter anderem damit, Petroleum im grossen von den Importeuren zu kaufen und es an die Händler des Hinterlandes zu verteilen. Von acht oder neun Uhr an schwirrte nun der Agent, gleichzeitig mit vielen anderen, aus und suchte sich über die Stimmung der Importeure zu unterrichten und seine Novemberladung unterzubringen. Die Importeure unterrichteten sich bei den Maklern, wie man Januar-Petroleum verkaufen könnte, denn Zweite-Hälfte-November-Klarierung in New-York bedeutete Ankunft in Hamburg Ende Dezember oder Anfang Januar. Gegen Schluss der Börse entschied sich dann der Sieg zu Gunsten der stärksten oder einiger der stärksten Offerten, man „acceptierte die Ladung“ oder machte doch ein Gegengebot, dessen Annahme wahrscheinlich schien, und am andern Morgen war man dann der glückliche oder unglückliche Besitzer der fünftausend Fässer Petroleum.

Der solide Kaufmann kaufte auch jetzt noch nie oder fast nie, ohne die Ladung oder einen grossen Teil davon auf Lieferung verkauft zu haben, nur die Möglichkeit, auf Lieferung regelmässig zu verkaufen, machte das Einfuhrgeschäft möglich. Was dem Laien also vielleicht als solider Betrieb erscheinen wird: eine Ladung von fünftausend Fässern zu kaufen, zu warten, bis sie ankommt, und sie bei oder nach Ankunft zu verkaufen, wäre eine ganz leichtsinnige Hausseunternehmung, denn war morgen Petroleum in New-York um zehn Cent billiger, so

war es auch in der ganzen Welt — dank den Kabeldepeschen — um diese zehn Cent billiger, und kein Mensch in Deutschland kaufte dem Besitzer der der gestrigen fünftausend Fässer auch nur eines ab, wenn nicht auf Grundlage der heutigen amerikanischen Offerten.

Das Termingeschäft war also eine notwendige Einrichtung. Diese Einrichtung entwickelte sich mit der Zeit mehr und mehr. Die Hauptankünfte von Petroleum drängen sich natürlich in die Sommermonate zusammen, verbraucht aber wird es vorzüglich in den Wintermonaten. So entstanden die Hauptdevisen August-Dezember und Januar-März, monatlich gleiches Quantum. Um das Termingeschäft rasch auf den allerkürzesten Ausdruck zu bringen, mussten diese unzähligen ganz gleichen Fässer, der Feuergefährlichkeit wegen, nun auch auf einem und demselben Lager aufgespeichert werden. Alles Petroleum lagerte im Petroleumhafen unter Wilh. A. Riedemann. Nehmen wir nun einmal an, ein Importeur habe im April eine Mai-Ladung von fünftausend Fass gekauft und dagegen je tausend Fass August-Dezember an vier oder fünf Platzhändler verkauft. Jeder von den Händlern macht daraufhin, sobald er einen kleinen Nutzen sieht, im deutschen Hinterlande und am Hamburger Platze Abschlüsse auf August, auf September, auf Oktober, auf August-Oktober, auf August-Dezember und so weiter, immer so, dass er nur mit geringen Warenmengen selbst die Gefahr der weiteren Schwankungen läuft. So geht das Monate lang herüber und hinüber. Der Markt steigt und fällt,

alle Leute, die mit Petroleum zu thun haben, auch die in Berlin, in Magdeburg, in Dresden, in Halle, in Prag, wissen spätestens morgens um zehn Uhr, was gestern Abend Petroleum in New-York und was es heute Morgen in Hamburg, Bremen, Antwerpen wert ist. Auf andere Ladungen hin werden neue Geschäfte zwischen denselben Leuten oder anderen auch wieder auf August-Dezember gemacht. Im fallenden Markt verkauft der Importeur vielleicht auf dieselbe Ladung hin nochmals ein paar Tausend Fässer nur August, weil er sich sagt, dass er bis September-Oktober noch rechtzeitig wieder neue Ware anschaffen kann und so Lagerkosten spart. Im steigenden Markt kauft der Importeur lieber von einem Grossisten, der etwas Ware übrig hat, zurück, oder die Grossisten kaufen unter einander, wenn sie nach dem Inlande etwas loswerden können, weil in Hamburg billiger zu kaufen ist, als man neue Ware von Amerika beziehen kann, kurz: zur Versorgung von tausend grossen und kleinen über ganz Deutschland verstreuten Händlern wurden in Hamburg unzählige Geschäfte während des Sommers abgeschlossen.

Dem Lagerhalter würde es nun natürlich sehr angenehm gewesen sein, wenn die Ware immer hin und her gewogen. empfangen und geliefert worden wäre; aber die Petroleumhändler wollten diese Spesen sparen, sie waren der Meinung, dass Riedemann schon bei einmaligem Behandeln der Ware das beste Petroleumgeschäft in Hamburg und Bremen hätte, obwohl damals noch kein Mensch eine Ahnung davon hatte, dass er im Geheimen selber Importeur und

Händler war, dass also in diesem Scherz eine viel empörendere Wahrheit lag.

Die Sache wurde also soviel als möglich vereinfacht: jedes Fass enthielt fast ganz genau hundertvierzig Kilo netto, das Gewicht schwankte nach oben oder unten nur ganz wenig. Der Importeur stellte nun, wenn er im August tausend Fass liefern wollte, dem ersten Käufer nicht die wirklichen tausend Fass zur Verfügung, sondern zwanzig „Kündigungsscheine“, von denen jeder die Stelle von fünfzig Fass, hundertvierzig Zentner netto, vertrat. Die Scheine machten durch Indossement den Weg, den die Ware hätte nehmen müssen. Einen Tag durften sie „laufen“, am dritten mussten sie zum Empfange bei Riedemann eingereicht sein. Der letzte, der die Ware nach dem Inlande versenden oder am Platze in den Verbrauch bringen wollte, empfing sie, sie wurde gewogen, geliefert und vom Importeur das ganz genaue wirkliche Gewicht dem letzten Inhaber des Scheines zu einem von acht zu acht Tagen festgesetzten, der Marktlage entsprechenden Kündigungspreis berechnet. Die inzwischen liegenden Verkäufer und Käufer derselben Ware nahmen von Hand zu Hand den Kündigungsschein wieder zurück und beglichen dabei den Unterschied nach oben oder unten zwischen dem Kündigungspreis und dem Preis, zu dem sie von ihrem Vordermann gekauft hatten, auf das Normalgewicht. Wäre die wirkliche Ware geliefert und berechnet worden, so wäre bis auf einige Pfennige ganz dasselbe herausgekommen, nur dass die Unbequemlichkeiten und die Kosten viel grösser gewesen wären;

denn wenn ich heute fünfzig Fass Petroleum „empfange“ und sie mit 1260 Mark bezahle und „liefere“ sie sofort weiter an meinen Hintermann, der mir morgen 1210 Mark dafür bezahlt, so habe ich nur eine Differenz von fünfzig Mark bezahlt, und wenn er sie mir mit 1300 Mark bezahlen muss, so habe ich auch nur eine Differenz von vierzig Mark bekommen.

Das ist ein einfach gehaltenes Schema, wie im Petroleum und, beiläufig bemerkt, in allen grossen Artikeln mit den nötigen Anpassungen das berüchtigte Termin- und Differenzgeschäft entstanden ist.

Nun kommt der Einwand: ja, diese entwickelte Form macht es aber den Leuten möglich, lediglich der Differenz wegen Geschäfte zu machen, die Leute wollen die Ware gar nicht haben, es ist ihnen nur um den Kursgewinn zu thun. Dieser Einwand ist höchst naiv: der Kaufmann will nie Ware haben, es ist ihm immer nur um die Differenz zu thun. Als er bei weniger entwickelten Einrichtungen wirklich immer die Ware aufs neue wiegen und über die Strasse oder über das Fleet in einen andern Speicher schicken musste, war das in der Sache durchaus nichts anderes, er machte das Geschäft durchaus nicht um der Freude willen, die er beim Anblick der schönen Muskatnüsse empfand, oder in dem sittlichen Bewusstsein, dass ohne ihn die Leute keine Muskatnuss auf ihre Suppe reiben könnten, sondern er kaufte Muskatnüsse, weil er eine Differenz daran zu verdienen hoffte, und er that es auf die Gefahr hin, gelegentlich auch einmal eine Differenz daran zu verlieren. Wenn ich Muskatnüsse kaufe, ehe ich sie ver-

kauft habe, bin ich Spekulant, und wenn ich einen Reisenden nach dem Inlande schicke, der mir Verkäufe meldet, auf die hin ich dann erst Muskatnüsse kaufe, so bin ich auch Spekulant. Ich muss immer Haussier oder Baissier sein, wenn ich nicht Ein- und Verkauf gleichzeitig vornehmen kann, und das ist eben nur noch in ganz kleinen Artikeln, bei ganz unbedeutenden Mengen, in ganz stillen Seitengässchen des Handels möglich. Zwischen Hausse und Baisse ist auch kein, wie soll ich sagen? handelsphilosophischer Unterschied: der Baissier ist keineswegs verworfener als der Haussier.

Man wendet weiter ein, der Terminhandel sei deshalb so verderblich, weil er verführerisch sei, und weil selbst Kaufleute aus ganz abliegenden Geschäftszweigen, ja Privatleute in das Spiel hineingezogen würden. Zugegeben. Aber mit Börsengesetzen, formalen Vorschriften, lässt sich nur nichts erreichen. Man müsste denn alle Leute, die Geld haben oder die Geld verdienen wollen, unter Kuratel stellen. Es lässt sich kein Kennzeichen auffinden zwischen einem notwendigen Termingeschäft und einem Termingeschäft, das man allenfalls entbehren könnte. Man hat vorgeschlagen, man solle dann, wenn Käufer und Verkäufer nicht die Ware, sondern statt ihrer nur Zettel oder Scheine gesehen oder wenn der Verkäufer die Ware nicht besessen und der Käufer sie nicht empfangen habe, oder wenn nicht der Wert, sondern nur die Differenz zwischen einem jetzigen und einem früheren Preise bezahlt worden sei, annehmen, dass es sich nur um die Differenz gehandelt habe, und

aus solchen Abschlüssen entstandene Forderungen als aus Wette hervorgegangen unklagbar machen. Ein Beispiel wird alle diese drei Fälle erledigen. Der Importeur Meyer in Hamburg kauft im Mai eine Ladung von dreitausend Barrels Petroleum, „Julisegelung, Helsingör für Ordre, zum Preise von 8 Mark 75 Pfennig, cif deutschen Ostseehafen." Im Mai schickt der New-Yorker Verschiffer den Segler mit den dreitausend Fass und der Bestimmung im Frachtvertrag auf die Reise, dass ihm erst beim Ansegeln von Helsingör werde vorgeschrieben werden, nach welchem deutschen Ostseehafen er schliesslich die Ware zu bringen habe. Die Konnossemente: die Seefrachtbriefe über die Ware, die Charter: der Mietvertrag mit dem Schiffsführer, die amtlichen Gewichtsnoten, die Inspektionsatteste, die Polize u. s. w. werden dem Bankier in New-York ausgeliefert, der die Tratte kauft, die gegen die Ladung auf Herrn Meyer oder dessen Bank gezogen wird: der New-Yorker „zieht documents attached". Diese Dokumente geben die Verfügung über die Ladung. Der New-Yorker Bankier schickt sie seinem Hamburger Korrespondenten ein mit dem Ersuchen, die Tratte gegen ihre Auslieferung acceptieren zu lassen. Nun werden z. B. der Norddeutschen Bank Tratte und Dokumente vorgelegt. Sie leistet im Auftrag von Meyer das Accept und nimmt dagegen die Dokumente in Verwahrung, deckt sich also für ihr geleistetes Accept durch die Ware. Gegen die Gefahr etwaiger Preisschwankungen hat Meyer bei der Norddeutschen Bank Staatspapiere oder andere Werte hinterlegt,

oder er geniesst bei ihr einen bestimmten offenen Kredit. Bevor oder während die Ladung segelt, arbeiten Herrn Meyers Agenten in Stettin, in Danzig, in Königsberg immer mit „einer Mailadung von dreitausend Barrels, Helsingör für Ordre“. Vier Wochen später kauft sie der Importeur Schulze in Danzig zum Preise von 9 Mark unter der Bedingung: Kasse gegen Dokumente. Der Markt steigt weiter, und vierzehn Tage später verkauft Herr Schulze in Danzig dieselbe Ladung an seinen Nachbar, Herrn Schmidt in Danzig, für 9 Mark 40 Pfennige. Im Laufe des Juni passiert die Ladung Helsingör und wird nach Danzig geschickt. Die Norddeutsche Bank wird von Herrn Meyer angewiesen, die Dokumente gegen Zahlung von so und so viel Mark Herrn Schulze in Danzig auszuliefern, der sie seinerseits durch seinen Bankier oder seine Bank in Danzig aufnehmen und gegen Zahlung oder Acceptleistung von so und so viel Herrn Schmidt aushändigen lässt. Herr Schulze in Danzig hat in diesem Falle die Ware ebenso wenig gesehen wie Herr Meyer in Hamburg, Herr Meyer hat sie nicht besessen, und Herr Schulze hat sie nicht empfangen, weder Herr Meyer noch Herr Schulze hat die Ware bezahlt, sondern sie haben nur eine Differenz, der eine von 25 Pfennigen, der andere von 40 Pfennigen einkassiert. Trotzdem liegt ein ganz ernstes Geschäft in wirklicher Ware zwischen Fachgenossen vor.

Aber ich gehe weiter: auch die, die thatsächlich fachgemäss durchaus nichts mit Petroleum zu thun haben, die niemals ein Barrel empfangen, niemals ein Barrel liefern wollen, sind ebenso berechtigt wie die

sogenannte Fachhand. Der Mann, der gewöhnlich in baumwollenen Unterhosen oder in Nachtmützen „macht“, wird in dem Augenblick, wo er hundert Fass August-Dezember-Petroleum kauft oder verkauft, ein nützliches Mitglied des Petroleumhandels. Alle diese vielen kleinen, selbst diese gelegentlichen Mitarbeiter sind sehr wichtig, und sie haben logisch genau dasselbe Recht wie die Importeure oder die grossen Händler: sie alle suchen ihren eigenen Vorteil und dienen dabei dem Gemeinwohl, denn in einem bestimmten Entwickelungsstand ermöglichen nur sie eine regelmässige Versorgung und verbürgen nur sie einen verhältnismässig ruhigen Preisverlauf. In einem grossen Stapelartikel, der ganz regelmässig, aber ehrlich in Terminen gehandelt wird, sind häufige kleine Preisschwankungen das gewöhnliche, grosse Katastrophen nur sehr ausnahmsweise möglich. Es ist unbedingt nötig, dass Europa auf einige Monate versorgt ist; das bedeutet Hunderttausende von Barrels, Millionen von Mark. Die Gefahr eines solchen Besitzes können nicht zwei oder drei Importeure teilen, dazu gehören hunderte, am besten tausende. Die Spekulanten wirken als Puffer, es kommen nie Hungerpreise zur Geltung, denn es sind immer Spekulanten da, die im steigenden Markt etwas unter Preis verkaufen und ihren Nutzen einstecken, ehe das Äusserste eintritt. Auch Abschlachtungspreise können nur auf Tage herrschen. Sind grosse Händler in Geldverlegenheit, oder sind durch ihren Sturz Warenmengen, Ladungen „notleidend“ geworden, so treten immer die Spekulanten ein,

denen die Preise schon niedrig genug sind, und die sich sagen, dass gerade durch ihr Eingreifen der Markt gehalten werden und in ein paar Wochen ein Nutzen zu erzielen sein wird.

Man sollte sich die Wörter „Differenz“, „Wette“, „Spiel“ ganz abgewöhnen. Jedes Geschäft, wenn es nicht Missbrauch einer starken Position oder gar eines Monopols ist, kann man Spiel nennen, denn es ist ein Rechnen mit Ansätzen, die nie ganz feststehen, ein Arbeiten mit Wahrscheinlichkeiten. Man machte früher, namentlich von London aus, Geschäfte, die unsere Juristen und Börsenreformer wahrscheinlich für sehr solid halten würden, man rüstete nämlich in Europa einen Segler mit einer aus allerlei Waren gemischten Ladung aus, gab dem Kapitän einen kaufmännischen Bevollmächtigten, der über die Ladung gesetzt war, den Supercargo mit, das Schiff segelte dann die südamerikanische oder die chinesische oder die afrikanische Küste ab und der Supercargo tauschte überall, wo er konnte, gegen seine Waren Landesprodukte ein. Die grosse Hoffnung war, dass man gelegentlich eine Elle Goldbarren für eine Elle aufgeklappter Solinger Taschenmesser eintauschen würde; man verlor aber auch nie die Möglichkeit aus den Augen, dass das Geschäft sehr viel schlechter ausfallen oder dass das ganze Schiff verloren gehen oder dass die Mannschaft einschliesslich des Kapitäns und des Supercargos totgeschlagen werden könnte. Unter höchst „soliden“ einfachen Formen wurde also ein ungemein gefährliches, ja wagehalsiges Geschäft betrieben. Die Leute waren

aber ehrlich, sie nannten diese Art des Handels selbst Grossabenteuer, ohne dass ihre Zeitgenossen daran Anstoss genommen hätten, die Londoner Korporation der merchant adventurers erfreute sich im Gegenteil eines vorzüglichen Ansehens.

Worauf es mir bei dieser ganzen Auseinandersetzung ankommt, ist, zu zeigen, dass Terminhandel und Spekulation etwas genau so Ehrliches oder Unehrliches ist, wie das gewerbsmässige Kaufen und Verkaufen überhaupt, das lediglich dem Zwecke dient, von den zwischen Kauf- und Verkaufspreisen erzielten Unterschieden zu leben und Vermögen zu bilden; ferner, dass man etwas organisch Gewachsenes niemals dadurch „bessern“ kann, dass man es auf überwundene - Entwicklungsformen zurückzuzwingen versucht, sondern nur dadurch, dass man es in der Richtung des grössten Gemeinwohls weiter entwickelt.

Rockefeller hat die Petroleumspekulation nach und nach unmöglich gemacht, weil er genau wusste, dass er den Artikel nicht würde in die Hand bekommen können, solange in jedem europäischen Hafenplatz einige tausend Spekulanten darin thätig waren. Tausend Spekulanten, von denen jeder im Durchschnitt zweihundert Fass August - Dezember kaufte, nahmen ihm im Handumdrehen eine Million Barrels aus der Hand, wenn er den Markt ohne natürlichen Grund zum Zweck irgend welcher Manipulation werfen wollte. Tausend Spekulanten verkauften auf Grund der sehr grossen Lager, die die Seeplätze damals hielten und halten konnten, den ängstlich werdenden Bedarfskäufern im Handum-

drehen Millionen von Barrels, wenn er den Markt ohne vernünftigen Grund treiben wollte.

Wenn jemand, dem die ganze Handelei gleichgiltig ist, sich recht lebhaft vorstellt, wie der Yankee seinen Zweck erreicht hat, so muss das fast einen komischen Eindruck auf ihn machen. In New-York, in Hamburg, in Bremen, in Rotterdam sitzen fleissige Leute und studieren die Berichte aus den Ölfeldern, wieviel neue Bohrungen im vergangenen Monat vorgenommen worden sind, wieviel davon sich produktiv und wieviel sich unproduktiv erwiesen haben, wie sich das tägliche Durchschnittsergebnis der neuen Bohrungen gestaltet hat, ob der Tagesdurchschnitt der alten Quellen gestiegen oder gesunken ist, welche Schiffe in den amerikanischen Häfen mit Petroleum beladen werden, was auf dem Ozean schwimmt, wie die Ankünfte in den Seehäfen gewesen sind, welche Versorgung der Lager von Antwerpen bis Danzig sichtbar ist; sie lassen sich von ihren Agenten in anderen Seeplätzen oder im Hinterlande unterrichten, was wohl die Händler schon besitzen oder auf spätere Lieferungen abgeschlossen haben, unterhalten sich jeden Morgen stundenlang mit einem Dutzend Agenten und einem halben Dutzend Makler, pflegen kostspielige Verbindungen drüben in Amerika, damit ihnen ja keine Information entgehe, bilden sich so eine bestimmte Meinung von der „Marktlage“ und gehen daraufhin nach reiflicher Erwägung in der Richtung des Kaufs oder des Verkaufs vor. Und inzwischen sieht Rockefeller jedem einigermassen bedeutenden Petroleumhändler in die Karten, kennt

jede Ladung, jedes Fass, das an ihn geht, was er versendet und an wen, fälscht die Berichte aus den Ölquellen, wie es ihm gutdünkt, und führt die Meinung selbst der bestunterrichteten Fachleute irre, wie es ihm Spass macht.

Natürlich erreichte er seinen Zweck, natürlich war er allen „überlegen“, wie dem ehrlichen Spieler immer der überlegen ist, der mit gezeichneten Karten spielt, oder, der statt ehrliche Knochen im Lederbecher zu schütteln, Blei in den Würfeln hat.

V. Kapitel.

Das Petroleum-Weltmonopol. — Die Eroberung Europas.

Anfangs der achtziger Jahr war die Standard Oil Compagnie in Amerika die Herrin der Lage. 90 Prozent des gesamten raffinierten Petroleums wurde von ihr „kontroliert“, wie man drüben sagt. Rockefeller hatte sich erfolgreich zwischen die Produzenten und die Konsumenten eingeschoben: man konnte raffiniertes Petroleum, sowohl für Amerika als für den Export, nur durch ihn kaufen, und das Rohöl musste, bis auf ganz wenige Ausnahmen, an ihn verkauft werden. Bei weitem die Mehrzahl der Raffineure hatte ihr Geschäft nicht nur ohne Entschädigung, sondern einfach zu Spottpreisen verkaufen müssen. Er hat immer nur die Gebäude, die Einrichtung, die Maschinen gekauft und niemals mehr als die Hälfte dessen bezahlt, was sie gekostet hatten. Im Jahre 1882 war fast der ganze Rest der Überlebenden bereit, sich in seine Vasallenschaft zu begeben, und am 2. Januar 1882, upon this second day of January A. D. 1882, wurde der Vertrag gezeichnet, dessen Name: Standard Oil Trust Agreement, be-

rüchtigt geworden ist und der eine Epoche in der Kulturentwicklung der Menschheit bedeutet.

Der Vertrag unterscheidet drei Klassen der Vertragschliessenden, der parties to this agreement: erstens Aktiengesellschaften (corporations and limited partnerships), zweitens eine Reihe von Privatpersonen (individuals) und drittens Aktionärgruppen einer Reihe von Gesellschaften (a portion of the stockholders and members of the following corporations and limited partnerships). Die letzte Gruppe verdient eine kurze Besprechung.

Stiess man beim Werben um weitere Bundesgenossen auf Schwierigkeiten, standen z. B. sehr tüchtige und auch charakterfeste Direktoren an der Spitze einer Unternehmung, die den Bestand ihrer Gesellschaft verteidigten, und die sich nicht kaufen lassen wollten, hatten diese Leute bei ihren Aktionären soviel Ansehen, dass sich Rockefeller sagen musste, es werde schwierig sein, den Anschluss solcher Gesellschaft an seinen Trust zu erlangen, so wurde die Sache folgendermassen gemacht.

Ein grosser Teil der Anteile war gewöhnlich schon in seinen und der anderen Herren Händen, denn es ist selbstverständlich, dass solche Aktien namentlich in den Händen derer waren, die sie genau beurteilen konnten. Nun zählte man die Aktien, die bereits im Besitze der Verschworenen waren, und dann kaufte man ganz unter der Hand durch irgend einen der Herren oder durch einen Makler, der vorläufig den Namen seines Auftraggebers gar nicht nannte, noch soviel dazu, dass die Gesamtheit der

Standardleute die Hälfte und noch eine der Aktien hatte. Nachdem man dieses Manöver ganz in aller Stille mit allen Fabriken durchgeführt hatte, die wichtig waren, schloss man den Trustvertrag und führte diese Aktionärgruppen als Mitglieder auf. Statt a portion of the members hätte man ehrlicher sagen können: die Mehrheit. Der weitere Verlauf war dann der, dass in allen diesen Gesellschaften Generalversammlungen stattfanden, die unbequemen Direktoren abgesetzt und dienstbereite Kreaturen als Direktoren angestellt wurden, die vor allem den Auftrag hatten, möglichst schlechte Geschäfte zu machen, damit die Aktien, die sich noch auf offenem Markte befanden, möglichst billig dazu gekauft werden konnten.

Diese drei Klassen von parties übertrugen nun allen ihren Besitz an Fabriken, an Maschinen, an Einrichtungen, an Verkehrsmitteln, an Aktien und Prioritäten neun Vertrauensmännern (trustees), an deren Spitze selbstverständlich Johnny mit seinem Bruder Bill stand. Diese beiden und an dritter Stelle O. H. Payne wurden sofort auf etwas über drei Jahre gewählt, nämlich bis zur ersten Mittwoch im April des Jahres 1885, drei weitere wurden bis zur ersten Mittwoch im April des Jahres 1884 und noch drei schliesslich bis zur ersten Mittwoch im April des Jahres 1883 gewählt. Durch jährliche Neuwahlen wurden die Trustees, deren Amtstermin ablief, ersetzt oder wiedergewählt. Soviel ich weiss, sind nur Veränderungen durch Tod vorgekommen, denn die gewählten neun Leute waren eben die bei weitem mächtigsten

Besitzer. Geleitet wurde der Trust ganz straff einheitlich, und selbst Leute, die dazu gehörten, kannten die Pläne, die Absichten und den augenblicklichen Stand der Gesamtunternehmung gerade so wenig, wie ein Draussenstehender, obgleich sie ihr ganzes Vermögen, soweit es Petroleum betraf, den Leitern in die Hände gegeben hatten.

Was ich da oben von der gegen die eigene Gesellschaft gerichteten Thätigkeit gewisser Direktoren gesagt habe, ist nicht etwa eine Verdächtigung ins Blaue hinein, eine Reihe von Fällen ist in Amerika allgemein bekannt, und Punkt 15 des Agreements drückt sich ebenso frech-naiv wie stilvoll folgendermassen aus: Es soll Pflicht der Trustees sein, als Aktionäre genannter Gesellschaften zu deren Leitern und Beamten getreue und tüchtige Leute zu wählen. Wenn sie es als geeignet erkennen, dürfen sie sich selbst in solche Stellungen wählen, und sie sollen sich bemühen, dass die Geschäfte der genannten Gesellschaften so beaufsichtigt und geleitet werden, wie sie glauben, dass es dem grösseren Vorteil der Inhaber der Trustcertificate entspricht. Aus diesen getreuen Männern (faithful men) hat sich der Trust dann einen ganzen Stab von Leuten gebildet, die nach Bedarf in die europäischen Tochtergesellschaften zu dem Zwecke abgeordnet worden sind, die unterworfenen eigentlichen Besitzer in Botmässigkeit und unter Aufsicht zu halten.

Die Organisation hat in dieser Weise bis 1892 gehalten. Die Erregung des Publikums stieg zuweilen auf bedenkliche Grade, sodass die Gesetzgeber und die

Gerichte einzuschreiten versuchten. Aber in ihrer Beschränktheit fanden sie nur die verrostete Waffe des alten accapareur-Begriffes, das „Komplott zum wucherischen Aufkauf“. Damit war selbstverständlich nichts zu machen, denn Rockefeller zog ebensogut den Rohölproduzenten das letzte Hemd aus wie den Händlern. Er sammelte auch nicht Massen auf, um die Preise zu treiben, er konnte nachweisen, dass er die Preise im Durchschnitt immer billiger und billiger gemacht hatte, der Trust betrieb ein ganz grosses, regelmässig laufendes Beförderungs- und Raffineriegeschäft, kaufte, was ihm billig genug angeboten wurde, und verkaufte täglich, stündlich zu den Preisen des Tages.

Der Trust wurde schliesslich aber doch aufgehoben, um dem Gerede vom Komplott zu entgehen. Er beauftragte seine Trustees mit der Liquidation, und es wurde eine Korporation an seine Stelle gesetzt, eine grosse Aktiengesellschaft, die alles, was bisher schon zusammengewesen war, aber sich noch durch besondere Firmen, Aktien oder Anteilscheine als verschiedene Betriebe gegeben hatte, aufnahm. Die Trustees haben sicher nicht eine Aktie aus den Händen gegeben, und an der Sache war ganz und gar nichts verändert. Der Sieg bestand darin, dass ein verhasster Name offiziell verschwand, das Publikum der ganzen Welt aber spricht vernünftiger Weise niemals von der „Corporation“, sondern nach wie vor von der „Standard“ oder vom Petroleumtrust oder noch kürzer und noch richtiger von „Rockefeller“.

Der Trust herrschte also durch den Transport und die Raffinerie. Die überwiegende Mehrheit der

Quellenbesitzer war und ist noch heute „frei“. Ich spreche dabei von dem alten Pennsylvanien, dem eigentlichen Öllande, dem Lande, das mit den Anhängseln in Virginia und Südohio überhaupt nur gutes amerikanisches Öl liefert. Das Limagebiet im Nordwesten Ohios, ohne jeden Zusammenhang mit den Landstrichen, von denen wir bisher immer gesprochen haben, gehört der Standard Oil Corporation. Die ursprünglichen Ölländereien, die unzähligen in vielen Händen befindlichen Quellen hat Rockefeller gar nicht in die Hand bekommen wollen; er beherrschte die Eisenbahnen und die Röhrenleitungen, er hatte das gesamte Raffineriegeschäft in der Hand, die Quellenbesitzer, die Urproduzenten also, waren ihm auf Gnade oder Ungnade in die Hand gegeben. Im Gegenteil, es war ein Vorteil für ihn, wenn er ihnen ihren Besitz nicht abkaufte, denn er konnte auf diese Weise nach oben und nach unten riesige Umtriebe ausführen, es war ganz gleichgiltig für ihn, ob er die Preise für raffiniertes Petroleum in die Höhe schnellte, nachdem er grosse Rohölmassen aufgekauft hatte, oder ob er die Preise für Rohöl hinunterdrückte bis zum Ruin der Quellenbesitzer, nachdem er der ganzen Welt ungeheure Mengen von raffiniertem Öl aufgehängt hatte.

Von Anfang der achtziger Jahre an, nachdem er sich in dem Trust eine tadellos arbeitende Maschine geschaffen hatte, begann Rockefeller an die Eroberung Europas zu denken. Er ging gleichzeitig in zwei Richtungen vor, erstens gegen die Platzhändler und Spekulanten der europäischen Häfen

und zweitens gegen die sich um diese Zeit erhebende russische Petroleumindustrie.

Die kaspischen Petroleumlager sind Jahrtausende alt. Babylon ist erbaut aus einem Mörtel, der aus Petroleumasphalt hergestellt wurde. Als es Alexander eroberte, ergossen sich Ströme brennenden Petroleums durch die Strassen. Es ist auch lange Zeit in Asien Handelsartikel gewesen. Der Brennstoff war aber in ausserordentlich einfacher Weise gewonnen worden, und erst der Vorgang Amerikas hatte einen unternehmenden Mann, den Schweden Nobel, veranlasst, die Gewinnung, die Raffinierung und den Transport in grossem Massstabe zu betreiben. Anfang der achtziger Jahre trat zuerst in Bremen, Hamburg u. s. w. russisches Petroleum in den Gesichtskreis des Grosshandels, man sah einen künftigen Mitbewerber und Gegner der Amerikaner.

Aber damals schon wurde Rothschild von Rockefeller beauftragt, sich in das russische Petroleumgeschäft einzuschleichen. Die Rothschilde gründeten die Gesellschaft „mit dem langen Namen“, wie man in Baku sagte: la société anonyme commerciale et industrielle de naphte caspienne de Bacou. Sie fing ganz bescheiden an: mit fünfundzwanzig Millionen Francs wurde sie gegründet. Dann bekam sie nach und nach die Raffineure einen nach den anderen, namentlich durch Vorschüsse, in die Hand und wucherte sie aus. Als die transkaukasische Bahn fertig war, warf die Gesellschaft sich nach amerikanischem Vorgange auch auf die Beförderung und betrieb ihre Politik namentlich mit den Tankwagen

in der Weise, dass sie sich dieser Beförderungmittel zu bemächtigen suchte. Um dem zu begegnen, ernannte die russische Regierung einen Tankwagen-Ausschuss. Die Bahn auf der einen und die Petroleum-Interessenten auf der anderen Seite wählten ihrerseits eine Reihe von Vertretern, und Aufgabe dieses Kollegiums war es, den einzelnen Unternehmungen ihren Anteil an der Ölfrachtung zuzumessen. Rothschild war von Rockefeller natürlich mit guten Werkzeugen versehen. Alle die Unternehmer, die er in der einen oder anderen Form „finanziert" hatte, mussten soviel Tankwagen verlangen, als irgend gerechtfertigt war, und ihr Anrecht an Rothschild verkaufen. Kleineren Produzenten nahm Rothschild überhaupt nur unter der Bedingung Öl ab, dass sie ihm ihren Anspruch auf Tankwagen vorher übertrugen. So erlangte er nach und nach die Verfügung über den grössten Teil der Beförderungsmittel, damit das Verfrachtungsmonopol, und dadurch wieder ein Mittel, die Preise nach Belieben schwanken zu lassen. Er hatte es schliesslich in der Hand, durch eine förmliche Frachtsperre den Preiswiderstand jedes Produzenten zu brechen. Die Leute mussten zu den Preisen verkaufen, die Rothschild vorschrieb. Dasselbe Mittel wurde manchmal auch nach der anderen Seite verwendet, indem man konkurrierenden Händlern, von denen man durch „gute Informationen" wusste, dass sie in Baku bedeutende Lieferungen für einen bestimmten Monat abgeschlossen hatten, die Möglichkeit der Versendung nahm und sie dadurch in Prozesse und schwere Verluste stürzte.

Das Eingreifen des Hauses Rothschild hat den ganzen russischen Petroleumhandel annähernd ebenfalls schon monopolisiert. Nur wie weit die Verhandlungen mit Nobel gediehen sind, ist nicht ganz klar: der alte Herr war zu irgend welchem Paktieren nie zu bewegen, er fühlte sich selbst zu sehr als König und hatte eine starke, fast persönliche Antipathie gegen die Yankees. Dass das nach seinem Tode wesentlich anders geworden ist, lässt sich aber annehmen.

Während so die aufsteigende Gegnerschaft Russlands ungefährlich gemacht und alle Vorbereitungen getroffen wurden, auch dies Gebiet rechtzeitig in die Hand zu bekommen, wurde, wie gesagt, in den englischen, holländischen und deutschen Seehäfen der Minenkrieg gegen die Spekulanten und Händler geführt, die unbedingt vernichtet sein mussten, ehe Rockefeller in Europa festen Fuss fassen konnte.

Wenn man Roschers Theorie liest, dass die Warenpreise bestimmt würden durch Angebot und Nachfrage, so scheint einem das zunächst nur als ein in dem prunkvollen Gewande der Wissenschaft auftretender Gemeinplatz oder als eine Umschreibung, die sich für eine Erklärung ausgiebt; die Bleikugel fällt, Grund: die Gravitation; die benetzten Glasplatten haften an einander, Grund: die Adhäsion. Frage ich danach: wie entstand zu der und der Zeit der und der Weltmarktpreis für Petroleum, so frage ich selbstverständlich nach der schliesslichen Gesamtwirkung der an den verschiedensten Orten, zwischen den verschiedensten Personen wirkenden Einzelkräfte

von Angebot und Nachfrage. Jede dieser Berührungen wird aber in sich erledigt. Der Weltmarktpreis wird nicht bestimmt durch das Verhältnis der Summe alles Aufgebots zur Summe aller Nachfrage. Wenn jemand zehn oder fünfzehn Jahre Petroleum studiert hat, erscheint es ihm als ein heiterer Unsinn, dass sich die Warenpreise regeln sollen nach dem Verhältnis der angebotenen Mengen zu den für den Verbrauch nötigen Mengen. Rockefeller hat dafür zu sorgen gewusst, dass Petroleum den Preis hatte, den er brauchte. Das Verhältnis von Konsum und Produktion war ihm, der durch seine Transportmittel, wie gesagt, überall eine Zwangslage zum Verkauf und ebenso, wann und wo er wollte, einen dringenden lokalen Bedarf schaffen konnte, ganz gleichgiltig.

Die amerikanische Petroleumproduktion ist während der Zeit, die hier in Frage kommt, zweimal gewaltig gefallen. Im Jahre 1882 betrug die Produktion dreissig Millionen Barrels, von da an fiel sie bis 1885 beharrlich, und zwar um ein Drittel. Während aber — wie heute jeder weiss — bei täglich steigendem Konsum die Produktion von dreissig auf zwanzig Millionen Barrels zurückging, haben in den Jahren 1882, 1883 und 1884 fast alle die europäischen Häuser ihr Geld verloren und sind ruiniert worden — ich z. B. —, die auf steigende Preise spekuliert hatten. Von 1891 bis 1894 ist die Produktion — wie heute jeder weiss — zurückgegangen von vierundfünfzig Millionen Barrels auf siebenundvierzig Millionen, die Preise für Petroleum sind aber während dieser Zeit stetig und sehr bedeutend gesunken und von denen, die die

Schläge vom Anfang der achtziger Jahre überwunden und in zähester Arbeit wieder etwas Vermögen oder wenigstens Position errungen hatten, sind alle, die logischerweise à la hausse lagen — ich z. B. — ganz umgebracht und endgiltig aus dem Petroleumgeschäft verdrängt worden. In beiden Fällen ist nur eine Hausse von wenigen Monaten eingetreten, nämlich spät in der „Saison“ 1883/84 und 1894/95. Beide, namentlich aber die letzte, sind lediglich der Standard Oil Compagnie zu Gute gekommen, beide in Szene gesetzt erst als die Produktion wieder stieg.

Das Rezept war einfach: kurze, jähe Haussen; sobald aber Europa mächtig gekauft hatte, stetig sinkende Preise durch lange, lange Zeiträume, davon ganz unabhängig die tollste Vergewaltigung der Rohölproduzenten. In Europa war Petroleum, zu welchem Preise man es auch gekauft hatte, acht Tage später immer zu teuer. Denn der Europäer kann eben nicht erst ausverkaufen und dann mit dem Preis heruntergehen, wenn er selbst billig eingekauft hat, sondern er muss jeden Tag der amerikanischen Kabelnotiz entsprechend verkaufen.

Rockefeller erreichte damit zweierlei: erstens zogen sich schliesslich selbst die zähesten Spekulanten von diesem „blödsinnigen Artikel“ zurück, einem Artikel, der eigentlich nur zu dem Zweck erfunden schien, zu beweisen, dass Wasser den Berg hinauflaufe. Zweitens aber versorgte Rockefeller das ganze deutsche und europäische Hinterland mit enorm billigem Petroleum, das er sich selbst hatte teuer bezahlen lassen, und machte es auf diese Weise der

russischen Kleinkonkurrenz ausserordentlich schwer, in das westeuropäische Geschäft hineinzukommen.

Um ein organisiertes Monopol in Deutschland zu begründen, musste Rockefeller zunächst einige wenige ganz grosse Firmen vor sich haben, nicht unzähligen rührigen und thätigen, verhältnismässig wohlsituierten Geschäftsleuten gegenüberstehen. Auch das wurde gleichzeitig damit erreicht. Man darf nicht vergessen, dass die Kenntnis von der Entstehung und dem Wesen der Standard Oil Compagnie, von dem Einfluss, der Macht und der Organisation dieser Räuberbande in den siebziger und achtziger Jahren noch wenig entwickelt war. Wären die Händler damals so klug gewesen, wie sie heute sind, so wäre die Sache selbstverständlich unmöglich gewesen. Aber wie man heute nur unklare Gerüchte von Baku und Batum hört, wie man heute den Schlichen und Ränken, die sich dort abspielen, nicht einmal mit Sicherheit in grossen Zügen folgen kann, so stand es damals noch mit dem amerikanischen Geschäft. Man sprach von einem Kampfe der Standard Oil Compagnie und der Unabhängigen, und die vernünftigsten Leute glaubten steif und fest, dass der Petroleumhandel nie zu monopolisieren sein würde, weil man eben annahm, vor einem ehrlichen Konkurrenzkampf zu stehen.

Unterstützt wurden Rockefellers Bemühungen namentlich auch noch durch Verwendung des Tankdampfers für den Seetransport. Es war nach und nach gelungen, grosse Dampfer zu bauen, deren Raum, mehrfach geteilt, grosse Kessel bildete, in

die das Petroleum aus den hochstehenden Tanks einfach durch einen Schlauch hineinfloss, und die gefüllt über den Ozean dampften und ihre Ladung in die grossen Tanks der Ankunftsplätze pumpten. Diese Beförderungsweise war eine mächtige Unterstützung der allergrössten Kapitalisten, denn nur die reichsten Importeure konnten sich Flotten von solchen Dampfern bauen, und zweitens eine sehr grosse Erschwerung aller Spekulation, denn man konnte Spekulationsöl nun nicht mehr nach dem Inlande schicken, sondern wenn die Termine herankamen und das Öl gekündigt wurde, musste man es immer an die zwei, drei Leute zurückverkaufen, die die Tankanlagen, die Flusstankschiffe u. s. w. hatten. Der Versand in Fässern war von den Seeplätzen aus nicht mehr konkurrenzfähig.

Es dauerte nicht lange, so waren in Bremen, Hamburg, Antwerpen, Rotterdam die Petroleumbörsen völlig verödet. Dem Hauptgegner des Weltmonopols, der starken europäischen Spekulation, war das Rückgrat gebrochen. Aber den paar überlebenden grossen Firmen wurde sehr rasch vor ihrer Gottähnlichkeit bange, es wurde ihnen deutlich und deutlicher, dass Amerika eigentlich ein Mann sei. Noch kämpften da drüben einige Unabhängige, sie hatten es auch schliesslich gegen unglaubliche Manipulationen — der Kampf der Standard Oil Compagnie gegen die Tidewater Pipe Line verdiente allein eine Monographie — immer wieder fertig gebracht, eine eigene Röhrenleitung nach der Küste zu legen; aber die europäischen Importeure sagten sich

doch schaudernd: was soll aus uns werden, aus unseren Millionen, die in den Dampfern stecken, in den Tankdampfern, die sonst zu nichts anderem zu gebrauchen sind, wenn die Standard Oil Compagnie eines Tages sich selber Tankdampfer und Tanks in den europäischen Häfen und Binnenplätzen baut?

Ob eine Drohung herübergelangt ist, weiss ich nicht. Aber eines schönen Tages fuhr Herr Riedemann nach Amerika. Es wurde die „Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft“ in Bremen gegründet. Bald folgte die „Amerikanische Petroleum-Gesellschaft“ in Rotterdam, dann die „Anglo American Petroleum Compagnie“ in London. Hamburg hat sich bis zuletzt gehalten, aber schliesslich musste es sich auch auf Gnade oder Ungnade ergeben. Herr Sanders von der Firma August Sanders & Co. soll schon das erste Mal mit Riedemann in Southampton zusammengetroffen sein, als er nach Amerika ging. Er scheint damals mit dem Bescheid zurückgekommen zu sein, dass mit ihm allein Rockefeller nicht gedient wäre. Schliesslich ist es ihm gelungen, auch das letzte Petroleumhaus in Hamburg, G. J. H. Siemers & Co., zum Anschluss zu überreden, und nun wurden die beiden Firmen Sanders und Siemers von der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft aufgesogen, die ein eigenes Kontor in Hamburg errichtete, zu dessen Leitung Riedemann seinen Wohnsitz nach Hamburg verlegte.

Dafür, dass sich Hamburg länger gesträubt hatte, und vielleicht auch weil man ihm immer noch gewisse Selbständigkeitsgelüste zutraute, mussten sich

diese beiden Firmen, statt mit stimmberechtigten Anteilen, mit sogenannten Genussscheinen ohne Stimmrecht im Betrage von vierundeinhalb Millionen begnügen; sie haben also keinen Einfluss auf die Leitung der Gesellschaft. Die Gesellschaft arbeitet mit einem Kapital von zwanzig Millionen. Das stimmfähige, voll eingezahlte Kapital von fünfzehnundeinhalb Millionen verteilt sich aber so, dass auf die Standard Oil Compagnie allein siebenunddreiviertel Millionen kommen. Wilh. A. Riedemann ist mit 3875000 Mark beteiligt, mit ebensoviel die beiden Schütte aus Bremen.

In ganz Deutschland bestehen heute nur noch zwei Firmen, die sich mit Petroleum-Import beschäftigen, eine in Bremen und eine in Mannheim. Sie kaufen nur Öl der Outsiders, der Unabhängigen, die jetzt wiederum eine kleine eigene Röhrenleitung haben und noch immer liefern. Wie lange dieser ungleiche Kampf noch dauern wird, lässt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen. In Bezug auf Preisbestimmung ist heute schon Rockefeller souverän, er unterbietet diese beiden letzten Händler innerhalb der kleinen Bezirke, in denen ihr Petroleum noch erscheinen kann, zu jedem Preis, um da, wo sie nicht hinkommen können, um so mehr zu nehmen. Händler sind nicht mehr vorhanden, selbst die Krämer sind durch Kontrakte gebunden, in kleinen Ladentanks, die die Standardtöchter „leihweise" liefern, nur Standardpetroleum zu führen.

VI. Kapitel.

Das Petroleum-Weltmonopol. — Internationale Kleptokratie oder Volkskönigtum?

Wollen wir für ausländische Grossgauner frohnen oder dem Vaterlande dienen? Sollen uns Spitzbuben beherrschen zum Nutzen ihres Geldsackes, oder werden Kaiser und Fürsten auch ihrer Deutschen wirtschaftliche Führung übernehmen zum Besten des Volkes und des Reiches?

Ein Bauernfänger hat es dahin gebracht, dass ihm, dem einzelnen Menschen, seine Zeitgenossen eine Milliarde haben zahlen müssen, eine Milliarde, der keine Leistung gegenübersteht: man verdankt ihm keine technischen Fortschritte, sondern er hat sie nur missbraucht, er hat die Menschen um nichts bereichert, um keinen neuen Besitz, um keinen einzigen Gedanken. Dabei ist er heute in einer Lage, die seine Ansprüche auf weiteren Tribut fast unbedingt sicherzustellen scheint, wenn wir uns nicht aufraffen. Ja der Tribut ist nicht einmal der Höhe nach festgesetzt, wir werden zahlen müssen, was Rockefeller und seinen Spiessgesellen jährlich zu fordern belieben wird.

Der Hass der Kulturmenschheit richtet sich meiner Überzeugung nach nicht gegen den Besitz, sondern gegen den Besitz, gegen solchen und ähnlichen Besitz, und mit Recht. Ich räume wenigstens ein, dass ich in aller Geschichte keinen Hass kenne, der löblicher gewesen wäre. Mir ist es sogar immer unverständlich gewesen, dass ein Raubzug wie dieser die Aufmerksamkeit der Regierenden und der Völker nicht in ganz anderer Weise auf sich gezogen hat, dass er nicht die wildeste Entrüstung heraufbeschworen hat. Man denke sich um anderthalb Jahrtausende zurück und stelle sich vor, eine Normannenflotte überfiele unsere Küsten, die Dänen drängen in unser Gebiet ein, eine Hunnenhorde wälzte sich vom Osten gegen die deutschen Gaue, und diese Einbrecher versuchten eine solche Brandschatzung einzutreiben oder gar uns einen solchen dauernden Tribut aufzuerlegen: wir würden die deutsche Erde mit den Leichen der Frechlinge düngen, bis keiner mehr wäre, der zu Hause von unserer Rache berichten könnte. Und heute? Haben wir dazu die furchtbarsten Volksheere der Erde, dass uns Fremde unserer Väter Erbe unter den Füssen wegstehlen, dass internationale Geldmächtige über den Ertrag unserer Fluren, über die Werke unserer Arme, über das Schaffen unseres Geistes verfügen? Niemand scheint sich ernstlich um die Sache zu kümmern, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sich auch künftig niemand ernstlich darum kümmern wird, wenn nur die Petroleumherrscher so schlau sind, keine übertriebene und vor

allem keine dauernde Preiserhöhung eintreten zu lassen.

Im März, im April, als das Petroleum teurer wurde, fingen die Leute an zu schreien, aber kaum sahen sie wieder billigere Preise, so waren sie auch wieder ruhig. Vom Regierungstische wurde den Interpellanten im Reichstage geantwortet, dass die Regierung der Frage ihre volle Aufmerksamkeit widme, dass sie aber wünschen müsse, über ihre Pläne nicht befragt zu werden, weil der Erfolg gefährdet werden würde, wenn sie ihre Absichten ausspräche. Das war eine ausserordentlich vernünftige Antwort; aber seitdem sind drei Vierteljahre verflossen, und Rockefeller geht Schritt für Schritt vorwärts auf deutschem Grunde, von Tag zu Tag wird seine Stellung fester und die zu bewältigende Aufgabe schwieriger.

Die Hauptfrage ist überhaupt nicht die, ob das Petroleum soviel oder soviel kostet. Ich glaube, offen gestanden, gar nicht, dass die unmittelbare Gefahr einer ausschweifenden Preistreiberei bestehe, ich glaube vielmehr, dass die Herren klug genug sein werden, unnötiges Aufsehen möglichst zu vermeiden. Rockefeller selbst würde allerdings wahrscheinlich keine Rücksicht darauf nehmen, denn ein beschränkter Kopf hat brutale Neigungen, er würde uns vielmehr für ein oder mehrere Jahre Preiserhöhungen bis auf vierzig Mark bescheren. Erst bei diesen Preisen würden andere Beleuchtungsmittel ernstlich in Frage kommen, denn man kann doch nicht in jedem Nest eine Gasanstalt oder kostspielige

Elektrizitätswerke bauen auf die Gefahr hin, dass Rockefeller, gerade wenn sie fertig sind, drüben zur Abwechselung auf Rohöl drückt, bis er raffiniertes Petroleum wieder mit Nutzen zu fünf Mark verkaufen kann. Aber, wie gesagt, daran glaube ich fürs erste nicht, denn die Rothschilde sind klüger, sie haben auch aus alter Erberinnerung eine gewisse Scheu davor, sich dem allgemeinen Volkshass auszusetzen. Sie werden den Yankee belehrt haben, dass man das ja gar nicht nötig habe, dass man viel besser thue, die Preise hübsch hinauf und hinunter zu setzen, so wie mans gerade braucht, sie werden ihm vorgerechnet haben, dass das viel besser lohne, und dass man es ganz beliebig fortsetzen könne, weil man bei diesem Hin und Her nie an einer Grenze ankomme, und sie werden ihn eingeweiht haben in ihr grosses Mysterium, an das sie felsenfest glauben: dass die Völker zu dumm seien, auch nur zu merken, was vor sich gehe, und dass es unfehlbar noch völlig gelingen werde, alle Bewohner der Erde in Steuer und Zinsfrohne zu knechten, die Könige aber zu mässig bezahlten territorialen Sklavenaufsehern herabzuwürdigen, die bereit stehen, auf einen Wink den Heloten mit gewappneter Faust niederzuschmettern, der gegen die wirklichen Herren der Welt Widerstand plant.

So ist denn das Petroleum im Laufe des Sommers „heruntergegangen“ von zwölf auf ungefähr sechs Mark für den unverzollten Zentner in Bremen oder Hamburg. Dass die Petroleure in der Baisse ebensogut verdient haben wie in der Hausse, wäre ohne weiteres selbstverständlich. Aber es kommt noch

etwas hinzu, wodurch sie sich diese Beruhigungsbaisse besonders fruchtbringend gemacht haben. Hätte es in kleinem Umfange irgend ein Krämer ausgeführt, so würde man ihn einfach eingesteckt haben.

Das grosse amerikanische Ölgebiet zieht sich vom Nordwesten Pennsylvaniens, da, wo es an den Staat New-York grenzt, an der Westküste entlang bis nach dem Südostrande des Staates Ohio und dem äussersten Nordwestzipfel Virginiens. Hier sitzen die Urproduzenten, die Quellenbesitzer, denen Rockefeller zum grössten Teil wohlweislich ihre „Freiheit“ gelassen hat. Sie müssen fast alle — neun Zehntel von ihnen — an ihn verkaufen, und zwar meist zu den Preisen, die ihm belieben, denn die Rohölpreise stehen zwar immer zu einem gewissen Verhältnis zu dem Werte der raffinierten Ware, den Preis dafür bestimmt aber eben Rockefeller, und er schröpft so abwechselnd die Konsumenten und die Rohölproduzenten.

Von diesem alten Ölgebiet aber ganz getrennt liegt um den Ort Lima herum im Nordwesten des Staates Ohio ein neu entdecktes. Diese Limafelder gehören Rockefeller, und mit diesem Öl ist es ihm ganz eigentümlich ergangen. Als er die Hand darauf legte, um Pennsylvanien, das hoffnungsvoll auf den steigenden Weltverbrauch und die beschränkte Produktion seiner Quellen sah, weiter knebeln zu können, nahm er an, dass sich daraus ein ebenso gutes Leuchtöl werde raffinieren lassen, als aus dem Rohöle der schon bekannten Gebiete. Aber darin hat er sich getäuscht, die

daraus hergestellte Ware hat nämlich ganz merkwürdige Eigenschaften: es sieht wundervoll aus, geradezu verführerisch hell, viel „weisser“ als das alte pennsylvanische Standard white, das immer noch einen gewissen gelblichen Schimmer hat, es ist völlig farblos, man sieht hindurch wie durch das feinste Luxusöl pennsylvanischer Abstammung, im Reflex hat es in wundervollster Weise jenen bläulichen Schimmer, den man immer für ein Zeichen sehr hoher Reinheit gehalten hat, es hat auch einen sehr hohen Entflammungspunkt, kurz alle Eigenschaften eines ganz vorzüglichen Petroleums, aber — es leuchtet nicht. Es leuchtet nicht, weil man gewisse chemische Beimischungen, in der Hauptsache Schwefel, nicht daraus zu entfernen vermag.

Nachdem das einmal festgestellt war und nachdem alle Bemühungen fehlgeschlagen waren, ein wirkliches Leuchtpetroleum daraus zu machen, wurde das Limaöl nur zum Heizen und zur Fabrikation von Ölgasen verwendet, vom Handel aber ausgeschlossen. Nach unserem deutschen Reichsgesetz hätte es in Deutschland zwar ruhig eingeführt werden dürfen, denn wir haben leider nur eine Vorschrift, die den Entflammungspunkt bestimmt, aber keine Kontrolle der Lichtstärke, wie sie z. B. England hat. Rockefeller hat natürlich auch versucht, den deutschen Importeuren das Öl erst rein, dann in Beimischungen aufzuhängen, aber die Sache machte doch sehr viel Lärm, und um den Handel zu beruhigen, musste es sich die Standard Oil Compagnie gefallen lassen, dass in § 35 der Rules of the Newyork produce

exchange die Bestimmung aufgenommen wurde: Raffiniertes Petroleum, hergestellt aus Rohöl des unter dem Namen Lima bekannten Gebietes, oder Öl, hergestellt aus Rohöl ähnlicher Beschaffenheit oder Art, soll ausgeschlossen sein. Zwar hat Rockefeller auch nachher noch seinem für Deutschland bestimmten Export-Petroleum „Limaöl“ beigemischt. Aber das war gewöhnlicher verfolgbarer Betrug und also unbequem; es waren auch allerlei Schliche nötig, es musste durch eine Pipeline gepumpt werden, die für Rüböl bestimmt war u. s. w. Man musste vorsichtig sein, und es war für die grosse Menge des wertlosen Zeugs immerhin kein genügender Absatz zu schaffen. Aber inzwischen ist Rockefeller ja weiter erstarkt, und so hat er es denn im Laufe dieses Sommers durchgesetzt, dass jener § 35 des Börsenregulativs gestrichen worden ist.

Die Baisse dieses Sommers sieht nun so aus: vom Herbst 1894 bis zum März und April 1895 treibt Rockefeller die Preise um weit über hundert Prozent. Ende April kostete raffiniertes Petroleum etwa zwölf Mark für fünfzig Kilo unverzollt in Bremen und Hamburg (bei einem Rohölpreise — crude certificates — von 2,50 Dollars für vierzig amerikanische Gallons, ohne Fass in Amerika). Zu und über diesen höchsten Preisen verkauft er durch die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft den deutschen Händlern auf Lieferung August-Dezember riesige Mengen „Petroleum“. Nachdem er sie glücklich los ist, wirft er die Preise auf die Hälfte, wirft dadurch Rohöl mit und kauft das zur Herstellung

der zu zwölf Mark verkauften Mengen erforderliche Quantum zu einem Preise (1 Dollar bis 1,30 Dollars für vierzig amerikanische Gallons, ohne Fass), der einem Werte der raffinierten Ware von sechs Mark entspricht. Gleichzeitig zwingt er die deutschen Binnenlandhändler, die noch für eigene Rechnung arbeiten, ihr teuer gekauftes Öl zu sechs Mark plus Zoll u. s. w. zu verkaufen und macht damit den beiden noch übrigen Importeuren tödliche Konkurrenz mit billigem Petroleum, ohne dass ihn das etwas kostet. Schliesslich vermischt er aber das zu zwölf Mark verkaufte Öl, das nur noch sechs Mark wert ist, auch noch reichlich mit Limapetroleum, das eigentlich gar nichts kosten dürfte! „Petroleum" liefert er ja; es ist zwar eine andere, eine gefälschte Ware, aber in den deutschen Schlussscheinen steht nur „raff. amerik. Petroleum", weil man sich auf die amerikanische Klausel verlassen hat.

Nachdem der Zweck erreicht war, nachdem auch das Publikum sich wieder beruhigt und sich überzeugt hatte, dass der brave Rockefeller gar nicht so gierig sei, wie ihn die bösen Menschen ausschrieen, stieg das Petroleum wieder leise, aber ganz stetig, um ungefähr zwei Mark: an dem Sonnabend, wo der erste dieser Artikel erschien, war es in Bremen acht Mark wert. Seitdem ist es, bis zum 30. November, wieder um eine Mark gefallen.

Man sieht, wie thöricht es ist, wenn man meint, die Beraubung des Publikums wäre nur dadurch möglich, dass die Preise dauernd sehr hoch gehalten würden. Die Verehrung billiger Warenpreise ist,

beiläufig erwähnt, überhaupt ein sehr verhängnisvoller Irrtum, den ich mir immer nur aus einer Art Gehirnanomalie habe erklären können, als eine Folge chronischer Manchestrinvergiftung. Ich möchte nicht gern nationalökonomisch werden. Der nebelhafte Zustand unserer heutigen Volkswirtschaftslehre hat bei mir noch keine sehr grosse Hochachtung vor dieser Wissenschaft aufkommen lassen. Sie beginnt erst überall leise zu ahnen und unbeholfen zu tasten. Ich bin überzeugt, dass sie sich zur Wirtschaftslehre der Zukunft so verhält, wie die Weisheit indianischer Medizinmänner und schwarzer Fetischpfaffen zu Kants Kritik der reinen Vernunft: hie und da findet einer ein Körnchen Wahrheit, aber anstatt es zu erkennen als das, was es ist, als einen Teil eines Teils des zu Suchenden, wird es sofort als die ganze und ausschliessliche Wahrheit gepriesen und eine neue Schule darauf gegründet. Es ist der uralte Fehler: auf ein bischen Gedanken wird gleich wieder eine neue Richtung oder gar eine neue Religion, eine neue Kirche gebaut. Selbst so bedeutende Leute wie Marx und Engels sind diesem Fehler verfallen. Die in der Ware enthaltene Arbeit bestimmt zwar hauptsächlich und unter gewissen Umständen, aber nicht immer und nicht allein den Wert. Ebenso ist es nur teilweise wahr, dass der Mehrwert, das arbeitslose Einkommen, erzwungen werde durch den Besitz der Produktionsmittel; sie sind nicht allein die Quelle wirtschaftlicher Macht. Die Geschichte, die ich hier von Rockefeller und seinen Genossen erzählt habe, scheint mir dafür ein schlagender Beweis zu

sein. Die geschäftliche Position, der reine Schwindel hat hier den Ausschlag gegeben. Wer sich mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln zwischen Produzenten und Konsumenten einzuschieben und mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln diese seine Stellung unerschütterlich zu machen versteht, der sichert sich beliebig hohen Geschäftsgewinn und bildet in ganz anderem Tempo „Kapital“, als der Fabrikant durch „Aussaugung“ der Arbeiter. Wenn sich, auf der Grundlage des Privateigentums, die Konsumenten organisierten, so würden sich die Besitzer der Produktionsmittel wohl oder übel mit solchen Organisationen vertragen müssen und — das auch sehr gut können.

Doch ich schweife ab, ich wollte nur über hohe und niedrige Warenpreise ein paar Bemerkungen machen. Eigentlich ist es ganz gleichgiltig, ob die Preise aller Waren, die Metalle, auch die Edelmetalle eingeschlossen, niedrig oder hoch sind; wichtig ist nur ein vernünftiges Verhältnis der Warenpreise zu einander, die eine Ware darf sich und damit ihren Erzeugern keine unverhältnismässig günstige Stellung erwerben. Unter heutigen Verhältnissen haben aber alle die, die nicht Kapitalisten sind, ein unmittelbares Interesse an hohen Warenpreisen, Ware nunmehr im engeren Sinne, das heisst unter Ausschluss der Edelmetalle, verstanden. Genauer gesagt: die Gesamtheit derer, die kein Geld haben, muss wünschen, dass alles möglichst teuer sei. Paradox, aber wahr!

Als eine Erbschaft früherer Jahrtausende haben wir die Bequemlichkeitseinrichtung übernommen, den

Wert aller anderen Waren durch ihr Verhältnis zu dem Wert einer bestimmten Ware auszudrücken, nämlich zu Edelmetall, früher namentlich zu Gold und Silber, in letzter Zeit immer mehr ausschliesslich zu Gold. Der Grosskapitalismus ist auch überall Vertreter der reinen Goldwährung, nicht weil durch den Bimetallismus oder auch den Polymetallismus seine Allmacht gebrochen werden könnte — bewahre, sondern weil es so einfacher ist. Aus diesem Grunde, nur aus diesem Grunde, werde ich auch in den folgenden Bemerkungen immer nur von „Gold“ reden.

Überall bezieht eine sehr kleine Minderheit den sehr grossen Mehrteil des Volkseinkommens. Diesen ihren jährlichen Einkommenteil kann diese Minderheit gar nicht für Nahrungs- und Genussmittel, für Kleider u. s. w., kurz für den eigentlichen Verbrauch ausgeben. Sie kann auch nicht für ihre „Ersparnisse“ immer neue Produktionsmittel etwa in ihren Besitz bringen, um diese Produktionsmittel den Arbeitern, die Güter erzeugen, zur Verfügung zu stellen unter Bedingungen, die ihr selbst weiteres arbeitsloses Einkommen verschaffen, sondern es müssen reine Papierwerte, Hypotheken, Pfandbriefe, Prioritäten, Staatspapiere, kurz verbriefte Tributansprüche auf noch nicht sichtbare Arbeitserträgnisse unbekannter Arbeiter künftiger Jahre geschaffen werden. Flürscheim schätzt diese neu „angelegten“ Einkommenteile in der Kulturwelt auf jährlich zehn Milliarden Mark!

Dass diese Entwicklung schon in ganz kurzer Zeit unsere heutige Wirtschaftsordnung ad absurdum führen muss, dazu braucht man, scheint mir, doch

eigentlich keine Wissenschaft. Dieses „Vermögen“ wächst nach einer verstärkten Zinseszinsformel. Ich erinnere mich eines Lesebuches, das wir in der Klippschule hatten, es hiess „Der Kinderfreund“. Darin wurde ausgerechnet, dass, wenn man einen Pfennig zu Christi Geburt auf Zinseszins ausgeliehen hätte, dieser Pfennig heute zu einem Kapital angewachsen sein würde, aus dem man damals, als ich ein Junge war, vier- oder fünfmal, heute also etwa fünfzehnmal nicht bloss die Erde, sondern auch den Mond, ja alle übrigen Planeten und die Sonne selber, sich massiv aus chemisch reinem Golde herstellen lassen könnte. Und wir rechnen hier nicht mit einem Pfennig, sondern mit einem Kapitale, dessen nicht mehr zu verzehrender Zinsenertragsüberschuss zehn Milliarden beträgt!

Die früheren Grosskapitalisten, die Feudalherren, fanden ihre ganz realen Schranken in den Grenzen des besessenen Bodens, seiner Ertragsfähigkeit und der deutlich sichtbaren Notwendigkeit, vom Ertrag Gesinde und Bauern mindestens mitleben zu lassen. Nur neues Land, etwa durch Rodungen gewonnen, schuf neues „Kapital“, und nur wirtschaftliche Verbesserungen, Ertragssteigerungen erhöhten die „Rente“. Die heutige Kapitalvermehrung, die Vermehrung des Forderungskapitals, diese Vermehrung des „Nationalvermögens“, die darin besteht, dass viele Leute wenig Leuten immer mehr schuldig werden, ohne dass alle zusammen irgendwie mehr haben, ist aus dem Gebiete der Wirklichkeit ganz herausgetreten, sie ist eine Gehirnthätigkeit, also ganz unbegrenzt geworden.

Die Milliarden der Rockefeller, der Rothschilde sind heute schon rein metaphysisch, und sie werden es immer mehr.

Wird nun von irgendeiner Ware unverhältnismässig viel erzeugt, ist die Ware ausserordentlich reichlich vorhanden, so wird sie billig, und nur dann würde sich die selbstthätige Vermehrung des Kapitals, des gedankengeborenen Goldes, dem aber alle Kräfte des wirklichen Goldes eigen sind, ertragen lassen, wenn das auch hier so wäre. Das Gold, das Geld müsste „billig“ werden. Nicht billig im Börsensinne, dass ein Reicher einem andern Reichen zu sehr niedrigem Zinsfuss Geld zu irgend einem Geschäftszweck vorübergehend liehe, sondern billig in dem Sinne, dass es an Kaufkraft der Gesamtheit der anderen Güter gegenüber einbüsste. Bei der wahnsinnigen Kapitalvermehrung, die wir in den letzten hundert Jahren erlebt haben, müsste heute ein Beefsteak fünf Doppelkronen, ein Dreierbrödchen drei Mark kosten, das Honorar für die Druckzeile dieser Aufsätze fünfzig Mark betragen. Wäre dem so, dann würden ungefähr alle Volksgenossen einigermassen gleichen Anteil an den „Fortschritten der Neuzeit“ gehabt haben. Ich hoffe, die Karikatur ist deutlich: erst wenn jemand mehr arbeitsloses Einkommen, mehr Rente hat, als er aus erzeugten Produkten oder aus Leistungen zieht, erst dann hat er ein Interesse, dass das Gold teuer, das heisst, dass die Waren billig seien, denn dann kann er für seine nicht grösser gewordene Rente sich doch mehr Waren kaufen. Vom Preise für Leistungen, also

von Gehältern, Honoraren, Löhnen, d. h. von dem Preise für die zur Ware gewordene Arbeit gilt natürlich dasselbe. Selbst Leute, die ein festes Einkommen haben, Pensionäre, Beamte u. s. w. bis zu dem ersten Staatsdiener, dem König, hinauf, haben — die der Zeit nach aufeinanderfolgenden Personen derselben Klassen immer als eine Gesamtheit gefasst — das Interesse an billigem Gold, das heisst an hohen Preisen; hier drückt sich das, was dem einzelnen als ein vorübergehender Vorteil erscheinen mag, als ein allmähliches Herabsinken der ganzen Klasse in der sozialen Stellung aus. Gewiss, der Offizier, der dreitausend Mark jährlich bekommt, sieht nur einen Vorteil darin, wenn er für seine dreitausend Mark mehr kaufen kann als im Jahre vorher, aber — die billigen Preise für Lebensmittel, für Kleider u. s. w. halten die Gehalte lange, viel zu lange auf demselben Niveau. Inzwischen vervielfältigt sich das Handels-, das Industriekapital und ist dabei in dem gleichen Masse kaufkräftiger geworden; der Offizier der nächsten Generation ist mit demselben Gehalt auf die Lebenshaltung derer angewiesen, die fünf, sechs Sprossen tiefer auf der sozialen Leiter stehen als die, neben denen sich die Vorgänger noch halten konnten. Der vermögenslose Hauptmann steht in der Lebenshaltung auf einer Stufe mit einem Kommis, der General mit einem kleinen Bankprokuristen, die grossen Bankdirektoren können sich eine fürstliche Lebensführung leisten. Was hier gezeigt ist, passt auf jede geistige Leistung und körperliche Arbeit, auf jede produktive Thätigkeit, es passt sogar auf die höchste Leistung, auf

die Völkerführung. Wo ist das Herrschergeschlecht, das wirtschaftlich vermöchte, was die Rothschilde und die Rockefeller „vermögen"? Welcher König kann aus seinen Privatmitteln einer Gemeinde seines Bekenntnisses fix und fertig eine ganze Kirche schenken oder drei Millionen zur Gründung einer Universität seiner Sekte beitragen, wie das Rockefeller zur Versöhnung des Himmels, zur Reklame und mit geriebener Spekulation auf den Cant der Amerikaner thut? Welche Prinzessin brächte ihrem fürstlichen Gemahl eine bare Mitgift zu, mit der sonderlich viel auszurichten wäre? Wen oder was aber kann John D. Rockefellers Schwiegersohn nicht kaufen von den hundert Millionen, die der Krämer aus Cleveland soeben seiner Tochter mitgegeben hat? Wohin verschwänden aber diese Millionen gegen eine Zivilliste, angewiesen auf den unermesslichen Güterreichtum, auf die geradezu schrankenlose befreite Produktionskraft moderner Völker?

Nur die Grosskapitalisten und die von ihren Zinsen lebenden Rentner, die Parasiten der Gesellschaft, müssen wünschen, dass die Güter, die die Arbeit der anderen erzeugt, materielle und geistige Güter, für möglichst wenig Geld zu kaufen seien, denn sie leben dann so gut wie möglich weiter und können eines Tages doch ihre Zinsen nicht mehr verzehren, sie haben dann die Genugthuung, zu sehen, dass sie anfangen, zu „sparen", und kommen sich als besonders nützliche und würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft vor. Nur die Grosskapitalisten, die Leute, die das „Gold" besitzen, —

das Bischen wirkliche und das unheimlich viele, das nur in „Rechtsansprüchen“, in Forderungen besteht — nur sie, ganz ausschliesslich nur sie haben ein Interesse daran, dass die Warenpreise billig seien. Wie geht es nun zu, dass, aller Regel entgegen, das Grosskapital das auch durchsetzt?

Nichts einfacher als das; sie haben, wie gesagt, ungeheure Ansprüche, die auf Gold lauten, die genau wie Gold wirken und thatsächlich als Gold benutzt werden, auf Grund deren sie aber jeden Augenblick oder mit kurzen Kündigungen auch wirkliches Gold fordern können, und von diesem Golde ist nicht annähernd so viel in der ganzen Welt überhaupt da. Von der geringen als Schmuck und für technische Zwecke verwendeten Menge abgesehen, beträgt — nach Hecht — die Summe alles sonst vorhandenen, also alles gemünzten und alles Barrengoldes etwa fünfzehn Milliarden; heute aber schon beträgt, wie gesagt, der jährliche Zinsenüberschuss allein zehn Milliarden. Dieses ungeheuerliche Missverhältnis zwischen den auf Gold lautenden Forderungen und dem thatsächlich vorhandenen Golde giebt dem Grosskapital die unbegrenzte Erpressungsmacht. Und an diesem Zustande wird auch alles Gold Südafrikas nicht das mindeste ändern, und auch die Remonetisierung des Silbers würde höchstens den Vorgang verzögern, also vielleicht Zeit und Gelegenheit zu etwas Durchgreifendem schaffen, auf die Dauer aber nichts ändern, da alles vorhandene und denkbare Metallgeld ein Nichts ist gegenüber den Forderungstiteln der internationalen Grossfinanz. Eine Handvoll

der ganz grossen Kapitalisten ist heute schon dauernd in der Lage eines Spekulanten, der die Aktien einer bestimmten Bank haussiert hat und eines schönen Tages die angenehme Entdeckung macht, dass ihm die Gesamtheit aller Baissespekulanten für Ultimo Dezember fünfzigtausend Stück verkauft hat, während überhaupt nur fünftausend Stück vorhanden sind.

Auf dem Grunde aller verwickelten Finanz- und Börsenfragen, Zinsfussschwankungen und Krisentheorieen, über deren „Gesetze“ sich viele grundgescheite Professoren die Köpfe zerbrechen und dicke Bücher schreiben, liegt zuletzt immer die einfache Sache: das Grosskapital macht das Wetter auf allen Märkten mit der unbedingten Herrschaft über das Gold, jeden Augenblick kann es fordern, was nicht da ist, und die Inhaber der Waren zwingen, sie loszulassen zu den Zeiten und zu den Preisen, die ihm passen; im übrigen erlaubt es der Welt, das Gold, das sie ihm schuldet, das aber nicht da ist und immer weniger da sein wird, ihm später zu liefern, es „prolongiert diese Engagements“, d. h. es stundet den Schuldnern die Erfüllung von Monat zu Monat, von Quartal zu Quartal, von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu Sätzen, die es selbst diktiert. Dadurch entstehen neue Forderungen, und das Monopol auf das wirkliche Gold und Silber oder auf das wirkliche Metallgeld wird immer absoluter. Die Gesamtheit aller Arbeitenden, aller derer, die Güter erzeugen, schmiedet so tagtäglich weiter an den eigenen Ketten, und das sind nicht nur die Arbeiter, sondern heute noch „reiche“ Produktionsmittelbesitzer,

technische Leiter, geistige Führer, Erfinder, ganze Staaten. Je rascher sich dieser Prozess der Weltversklavung vollzieht, um so mehr wird sich der Goldwert erhöhen. Das Steigen des Goldwerts drückt sich aber einzig und allein im Sinken der Warenpreise aus. Überall sehen wir alle Waren und Produkte billiger und billiger werden zum Ruin der Erzeuger, und immer weniger von diesen Gütern wird der Mehrzahl der Volksgenossen erreichbar. Nicht darauf aber kommt es dem Arbeiter — hier dem Arbeiter jeder Art, dem Leistenden — an, dass Brot und Leinwand „billig" ist, sondern darauf, dass er sich genug Brot und Hemden kaufen kann.

Damit will ich diese etwas lang geratene Parenthese schliessen.

Es würde also gegen seine innere Natur als eines grosskapitalistischen Gebildes sein, wenn der Petroleumtrust den Preis des Petroleums dauernd sehr hoch setzte, bevor er des Weltmonopols so sicher ist, wie des Monopols in Gold. Wenn es so weit käme, wenn die letzte Konkurrenz abgewürgt und die pennsylvanischen und die russischen Quellen „erworben" würden, wenn man damit die Gewissheit hätte, dass niemand auch sonst auf dieser Erde ohne Bewilligung Rockefellers zu produzieren wagen könnte, dann würde allerdings die Dauerhausse wie in Gold eintreten. Inzwischen wird man eine neue Art Spekulation grossziehen, wie sie im Handel mit manchen „Werten" (den verschiedenen Erscheinungsformen des Goldes) zum grossen Vergnügen der Hochfinanz (der Goldmonopolisten) bereits besteht. Diese Spekulation

hat mit wirtschaftlichen Leistungen, mit dem Geschäft, nur noch die unantastbare Form gemein. Man beginnt in Bremen, in Hamburg u. s. w. bereits wieder in Petroleum zu spekulieren. Warum auch nicht? Der Artikel steigt und fällt ja wieder häufig! Man weiss zwar, dass man völlig in Rockefellers Händen ist, man könnte ebenso gut darauf Schlüsse bauen, was jemand übermorgen träumen wird, es ist unzweifelhaft, dass die Gesamtheit der Spekulanten, die aus Symptomen zu erraten versuchen, was die Grossen vorhaben, immer Geld verlieren muss, denn das ist ja nunmehr der einzige Zweck der Einrichtung, aber — der Einzelne kann doch gewinnen. Es ist eine Lotterie zu Gunsten der Veranstalter, jeder der Spieler weiss, dass von der Summe der Einsätze soundsoviel verloren geht, hier nicht fünfzehn, sondern manchmal über hundert Prozent, aber jeder Spieler hofft, dass „die anderen“ die Verlierer sein werden. Man wird das Petroleum einmal hübsch treiben, dann wieder fallen lassen und den Artikel so mit Kippen und Wippen dazu verwenden, jährlich immer neue Millionen Forderungskapital zu erzeugen, die dann in Grundbesitz oder in allerlei Tributpapieren angelegt werden. Von Zeit zu Zeit werden die Tributansprüche der kleinen Reichen in einer grossen Razzia vernichtet. Wie es gemacht wird, haben wir ja soeben an dem Goldminenkrach erlebt. Dadurch wird dann wieder auf eine Weile Raum geschaffen, und immer mehr häufen sich die Goldtitel in den Händen weniger Leute an, die man in hundert Jahren wahrscheinlich an den Fingern wird

herzählen können. Die Grenze wird lediglich da liegen, wo der Druck auf die ungeheuere Mehrheit zu Gunsten einer immer kleiner werdenden Minderheit völlig unerträglich wird. Das heisst in der Theorie. In der Praxis würden die kapitalistisch so hoch zivilisierten Völker längst verkommen und von dem ersten besten Nachbar über den Haufen gerannt sein. Denn Coupons kann man nicht marschieren lassen.

Aber ich sehe gar nicht ein, weshalb das so weiter gehen müsste. Der Handel als der einzige oder doch der wesentliche und bestimmende Inhalt aller Weltkultur und Kauf und Verkauf als einzige Beziehung von Mensch zu Mensch — das ist doch heller Wahnsinn. Achtung vor der Heiligkeit eines Eigentums, wie es sich Rockefeller aufgebaut hat, bedeutet für unsere Fürsten Abdankung und für die Völker Selbstmord. Ich will hier kein System entwickeln, der Hang zum System ist mir immer als das deutscheste von allem deutschen Unglück vorgekommen. Wir können unmöglich darauf warten, bis wir uns in der Theorie geeinigt haben, wie nach fünfhundert Jahren die Welt aussehen wird. Wir müssen von Fall zu Fall die Aufgaben lösen, die uns gestellt werden, aber mit sicherem Blick auf grosse Leitsterne in der Ferne. Die Antwort auf die Frage, die ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, die Antwort, die nicht zweifelhaft sein kann, ist so ein Leitstern, nach dem sich eine lange Strecke wird segeln lassen: Königtum, nicht Gaunerherrschaft! Wir sind soweit, dass wir den aristokratischen Ge-

danken mit demokratischen Grundsätzen auf sozialer Basis versöhnen können: freie Bahn und gleiche Ausrüstung für alle, nur was der Gesamtheit nützt, zeichnet den Einzelnen aus, herrschen soll der Adel der Rasse, des Geistes und der Arbeit, der Adel, der sich immer aufs neue erzeugt und immer aufs neue bewährt! Es braucht Deutschlands Fürsten nur gesagt zu werden, was da heranrückt, so werden sie den Kampf aufnehmen, und die dazu berufen sind, sollten ihnen die Dinge zeigen, wie sie sind, denn es wird die höchste Zeit. Wir brauchen an der heutigen „Gesellschaftsordnung" gar nichts zu ändern, um die Herren auf den Rücken zu legen; Änderungen kommen von selbst, jede Gesellschaftsordnung verändert sich, alles fliesst. Was kommen muss, wird kommen, aber es wird organisch wachsen, wir brauchen auf nichts zu warten. Unter unseren heutigen Einrichtungen und mit unseren bestehenden Gesetzen kann ein Exempel statuiert werden zum Beweise, dass sie noch etwas taugen. Man beginne erbarmungslos den Krieg gegen Rockefeller, man ruhe nicht, bis er vollständig zu Grunde gerichtet und zu dem Bettler gemacht ist, der er vor dreissig Jahren war, und man wird mehr geleistet haben gegen den „Umsturz" und die Erhaltung des der Erhaltung würdigen als bisher mit aller Regierungsthätigkeit, aller Parlamenterei, allen Polizeimassregeln und aller „Rechtspflege" geleistet worden ist.

Wir können den Handel noch nicht von heute auf morgen abschaffen, wir können den Handel noch nicht und vielleicht nie entbehren. Aber wenn der

Handel in einem grossen Artikel sich über eine gewisse Grenze hinaus entwickelt hat, dann ist es Zeit, ihn unter Aufsicht des Staates zu stellen und ihn für die Gesamtheit des Volkes in Anspruch zu nehmen. So lange die Handelsbeziehungen noch so zersplittert oder verzweigt liegen, dass keine Übersicht zu gewinnen ist, genaue Vorschriften sich nicht geben lassen, so lange wird man damit einverstanden sein müssen, dass Privatleute die Dienste verrichten, deren die Gesamtheit bedarf, und dass sie sich ihre Belohnung dafür selbst nehmen, auch auf die Gefahr hin, dass diese Belohnung hie und da ausser Verhältnis zu dem steht, was sie dem Gemeinwohl leisten. Jeder Handel aber, der sich so vereinfacht hat wie der Petroleumhandel, ist als Handel überflüssig. Die kaufmännische Thätigkeit dabei ist nur ihrer selbst wegen da. Die gemeinnützige Arbeit wird heute deutlich übersehbar und ganz ausschliesslich von Ingenieuren, Kapitänen, Chemikern, Arbeitern und ein paar Rechnungsbeamten verrichtet. Die Leiter des Trusts mögen sehr thätig sein, aber diese ihre Thätigkeit hat doch nur den Zweck, ihnen ihren Raubnutzen zu sichern. Ein Taschendieb auf einem lebhaften Berliner Bahnhofe hat auch keine Sinekure; man wird ihm fieberhaft angestrengte Thätigkeit häufig nicht absprechen können, man wird sogar einräumen müssen, dass er ein grosses Unternehmerrisiko hat, wir haben aber seine Bethätigung bisher doch noch nicht zur Arbeit gerechnet, und ebenso wenig wie er arbeitet ein Mann wie Rockefeller.

Es wird weite Kreise geben, die diese meine Forderung, dass der Staat Privatleuten den wirtschaftlichen Krieg erklären soll, ungeheuerlich finden. Die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft „zweifeln, ob wirksame Massregeln überhaupt im Bereiche der Staatsthätigkeit liege". Aber die Theorie, dass der Staat zu weiter nichts da sei, als, um es mit dem bekannten kurzen Ausdruck zu bezeichnen, zum — Nachtwächter, verliert doch immer mehr an Anhängern. Die Beziehungen der Völker zu einander und unsere internationale Diplomatie wird immer mehr Wirtschaft und auch die Regierung nach innen wird immer mehr Wirtschaft werden müssen. Man pflegt zu sagen, dass der Staat nicht die Aufgabe habe, im wirtschaftlichen Kampfe die Dummen und die Ungeschickten zu schützen. Mag sein. Aber was würden die Herren Kommerzienräte sagen, wenn der Staat plötzlich alle Polizeimannschaften von Berlin zurückzöge und erklärte, dass die Staatsgewalt sich künftig darauf beschränken werde, die Grenzen zu schützen, dass sie nicht länger die natürliche Auslese dadurch fälschen wolle, dass sie Leben und Eigentum der Bewohner gegen gewaltsamen Angriff oder Diebstahl schütze. Wachsamkeit, Muskelkraft und Geschicklichkeit in der Führung von Waffen sind auch schätzbare Eigenschaften und im Leben der Völker gelegentlich sehr viel wichtiger, als die Kenntnis der Börsengebräuche.

Das Königtum war einst feudal, jetzt ist es bürgerlich, warum soll es denn nicht sozial sein? Die drei Bezeichnungen sind nur zeitgemässe Aus-

drücke für den alten Gehalt, für den Hauptgedanken, den es durch alle Wandlungen bewahrt, dass alle dem Vaterlande zu dienen haben, der Gesamtheit, und dass der einzelne nur belohnt werden soll nach Massgabe dessen, was er für den König, das heisst für das Vaterland, den Staat, die Gesamtheit aller, die res publica und die salus publica leistet, die der König verkörpert.

Wenn sich etwas aus der Geschichte lernen lässt, so lässt sich das daraus lernen, dass hie und da die Menschheitsführer an Kreuzwege kommen, oder dass sich der bisher verfolgte Weg teilt, dass sie sich zu entscheiden haben, ob sie den Weg links oder rechts einschlagen wollen. Häufig liegt nur ein sehr spitzer Winkel zwischen beiden Wegen, und sie scheinen, fast so weit als ein Menschenauge sie verfolgen kann, beinahe parallel zu laufen. Dennoch gehen sie immer weiter auseinander, und nach einer kurzen Spanne, nach einem kleinen Jahrhundert häufig schon, liegt das Ziel, das man erreicht hat, auf glänzender Höhe weit, sehr weit von dem Sumpf, in den man auf dem anderen Wege geraten wäre. An solcher Wegscheide stehen wir heute, am Ende des Schacherjahrhunderts der Bourgeoisie. Es handelt sich nur um den richtigen Entschluss. Es ist nicht nötig, einen Zukunftsstaat zu konstruieren und dann erst das Neue anzufangen: wir marschieren ruhig weiter. Die „liberalen Gesetze“ sind wunderschön, es liegt in ihnen die Kraft, die der Lanze des Königs Amfortas innewohnte, sie heilen die Wunden, die sie schlagen, wenn man nur dasselbe Prinzip im ge-

eigneten Falle auch gegen den zur Anwendung bringt, der durch seine Anwendung gemeingefährlich geworden ist. Weiter Blick und nahe Ziele machen den wirklichen Staatsmann. Man mache sich die Gefahr klar, die in dem internationalen Kleptokratismus für die monarchische Idee liegt, und schreite von Fall zu Fall. Es wird eine Lust sein, zu leben, und die Welt wird sich in zwanzig Jahren ganz merkwürdig verändert haben.

Gelingt es, Rockefellers Macht zu brechen und ihn und seine Leute zu völliger Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, den Beweis zu führen, dass er das, was er für sich erreicht zu haben meinte, schliesslich doch nur für unser Wohl geleistet hat, so ist damit ein erster und gar nicht zu unterschätzender Schritt auf dem richtigen Wege gethan. Sein Schicksal wird eine sehr eindringliche Mahnung für ähnliche Talente sein. Ein Monopol in einem so gewaltigen Artikel wie Petroleum zu Gunsten einiger Ausländer ist eine Schmach für ein grosses Volk. Wenn schon Monopol, dann Staatsmonopol, aber nicht etwa so, dass Rockefellers Petroleumreich unzerstört bleibt und Deutschland nur einer seiner Kunden wird; das wäre noch unwürdiger. Während das Staatsmonopol langsam heranwächst, muss Rockefeller planvoll zu Grunde gerichtet werden und sein endgiltiges Helena finden.

Zunächst muss ich da einige Vorschläge erwähnen, die von verschiedenen Seiten gemacht worden sind, die ich aber für unausführbar halte. Man hat empfohlen, die deutschen Gegner der Standard Oil Compagnie in ihrem Kampfe durch Tankanlagen, Zinsgarantieen

u. s. w. zu unterstützen. Das würde ich für ganz ungenügend halten. Die Regierung würde damit den Kampf mittelbar doch aufnehmen, aber unter ungünstigen Bedingungen. Man hat ferner vorgeschlagen, die Raffinierung des Rohpetroleums von Amerika nach Deutschland zu verpflanzen. Auch das halte ich für ganz unausführbar. Zunächst würde man Rockefeller nur einen Dienst leisten, wenn man so die noch übrig gebliebenen Raffineure in Amerika vernichtete und zweitens würden die in Deutschland errichteten Raffinerieen in keiner Weise dem Kampfe gewachsen sein. Wenn sie auch durch einen genügend hohen Differentialzoll zwischen rohem und raffiniertem Petroleum gegen ausländisches, gegen drüben raffiniertes Petroleum kampffähig zu machen wären, so würde doch niemand die Standard Oil Compagnie verhindern können, selbst unter dem Namen von Strohmännern Raffinerieen in Deutschland zu errichten; mit ihrem Riesenkapital, mit einem grossen Stabe von Technikern und Chemikern ersten Ranges würde sie im Umsehen das deutsche Fabrikationsgeschäft in den Händen haben, und das wäre ein noch unleidlicherer Zustand als der jetzige. Und schliesslich würde der Ausgang nur der sein, dass man einigen Besitzern von chemischen Fabriken eine gute Verwendung für ihre Anlagen verschaffte, sie würden einige Jahre arbeiten und dann klug genug sein, die ganze Geschichte mit Nutzen an Rockefellers Leute zu verkaufen.

Nun erwartet man vielleicht die berühmten „positiven Vorschläge“ von mir, und ich bekenne, dass ich

mich schon dahintergesesetzt hatte, einen genauen und bis ins einzelne gehenden Feldzugsplan auszuarbeiten. Aber ich habe zwei Bedenken gehabt; erstens sind da eine ganze Reihe Herren zur Lösung und Leitung von wirtschaftlichen und Handelsfragen berufen, die aus öffentlichen Mitteln dafür mit Hunderttausenden besoldet werden. Ich kann mir vorstellen, dass es diese Herren anmassend finden würden, wenn ich hier nicht nur meine bescheidene Meinung über die Natur dieser Dinge aussprechen, sondern nun gar zu einem Honorar von so und soviel für den Druckbogen das Vaterland retten wollte, während sie vielleicht selbst schon, von ihrem hohen Standpunkte die Sache noch viel deutlicher, als ich es vermag, übersehend, das Richtige längst gefunden haben. Dass sie nicht davon reden, sondern immer nur von Schritt zu Schritt handeln wollen, das würde ich für ganz richtig und sogar für die erste Bedingung des Erfolges halten, und darin liegt auch mein zweites Bedenken. Ob ich als ein kleiner Petroleummoltke einen Plan leisten würde, der die absolute Sicherheit des Sieges schon in sich schlösse oder nicht — Rockefeller liest am Ende diese Aufsätze, und es ist mir ein scheusslicher Gedanke, dass ich ihn vielleicht auf einen Fehler, auf einen schwachen Punkt der Mauer, auf eine gefährliche Stellung in den Verteidigungslinien erst aufmerksam machen könnte. Ich will mit einem Worte nicht für die Rockefellerei arbeiten, auch nicht während ich gegen sie schreibe.

Nur eins noch: Rockefeller steht trotz aller scheinbaren Macht auf thönernen Füssen. Seine Stellung

zwischen Produzenten und Konsumenten in Amerika ist zu umgehen, die russische noch leichter. Er hat die Antipathieen aller Staaten. Deutschland würde russisches und amerikanisches Entgegenkommen finden. Auch eine Verbindung mit den anderen Staaten wäre zu erreichen. Deutschland hat für sich selbst die Zölle, die Eisenbahnen und die Tarife, die Bestimmung der Qualität durch Gesetz in der Hand. Man verwende den „freien Vertrag“, wie ihn Rockefeller immer verstanden hat. Das Rezept ist ganz einfach. Man lässt dem anderen die Hände auf den Rücken binden und ihn an einem Baummast den Kopf nach unten so aufhängen, dass die Haare in einen Ameisenhaufen reichen; darauf nähert man sich nach einiger Zeit mit weltmännischen Formen und fordert ruhig, aber bestimmt, von fünf zu fünf Minuten das Doppelte fürs Abschneiden.

VII. Kapitel.

Die versäumte Gelegenheit.

Nachdem ich sieben Jahre vergeblich darauf gewartet habe, dass etwas geschähe, muss ich heute wohl bekennen, dass ich die Regierung überschätzt habe, als ich annahm, sie hätte „das Richtige längst gefunden“.

Nicht deshalb hat sie nicht geredet, weil sie ungestört handeln wollte, sondern deshalb, weil niemand gern von seiner Impotenz spricht.

Schaden kann ich nicht mehr anrichten, wenn ich meinen damaligen Plan jetzt auseinandersetze, wenn ich hier nun erzähle, wie es hätte gemacht werden müssen: auf allen Gebieten politischer, sozialer und ökonomischer Staatsbethätigung hat die Regierung seit über zehn Jahren alle grossen Gelegenheiten instinktsicher versäumt und auch die Gelegenheit ist gründlich und endgiltig versäumt worden, den Vater der Trusts unschädlich zu machen und damit die weitere Entwickelung solcher Gebilde in Bahnen zu zwingen, die den wirklichen Machtinhalt des „Staates“ gesichert hätte.

Um Rockefeller zu berockefellern, musste zunächst seine Aufmerksamkeit abgelenkt, eine Deckung ge-

schaffen werden; eine Deutsche Petroleum-Handlung wäre, vielleicht in der Weise der Preussischen Seehandlung oder der Reichsbank, errichtet worden und hätte für Rechnung des Reiches oder mindestens unter massgebender Mitbeteiligung des Reiches das Petroleumgeschäft aufgenommen. Das Reich hätte erklärt, diese Firma gegen die Monopolisten unterstützen und von Reichswegen die Majorität der Beteiligung festhalten zu wollen, um sicher zu sein, dass nicht auch hier wieder die amerikanischen Interessen eindrängen.

Als Geschäftsbereich hätte man recht allgemein die Einfuhr von rohem und raffiniertem Petroleum bezeichnet, ferner die Raffinierung inländischen und ausländischen Rohpetroleums in Deutschland, den Bau und die Ausnutzung von Sammeltanks und Röhrenleitungen, von Kesselwaggons u. s. w. oder die Beteiligung an solchen Unternehmungen im In- und Auslande, schliesslich auch noch den Betrieb oder die Beteiligung an Fabriken und Geschäften im In- und Auslande, die mit der Petroleumindustrie im Zusammenhange stünden.

Die Eisenbahnen sind nicht des Reiches, aber nach den nötigen Vorverhandlungen würden sich die Bundesstaaten damit einverstanden erklärt haben, dem Reichskanzler eine diskretionäre Vollmacht anzuvertrauen, für kürzere oder längere Zeit dem Petroleum der D. P. H., d. h. also dem „Reichsöl", billigere Frachten zu gewähren als allem anderen.

Bei der Stimmung, die damals gegen das amerikanische Petroleum-Monopol in allen Kreisen herrschte,

wäre diese Vollmacht und die Zustimmung zu der Beteiligung an der D. P. H. mit Staatsmitteln ohne alle Frage gegeben worden.

Die Deutsche Petroleum Handlung hätte dann sehr offenkundig die paar Fingerhüte voll Petroleum aufgekauft, die im Inlande zu gewinnen sind, ferner hätte sie mit galizischen Quellenbesitzern und Raffineuren und mit russischen Quellenbesitzern und Raffineuren geräuschvoll zu verhandeln begonnen.

Rockefeller und die um ihn hielten schon damals die europäischen Regierungen für recht ungefährlich: sie würden beruhigt gewesen sein und gelächelt haben.

Man hätte sie aber noch etwas sicherer gemacht und zwar durch etwas, was von der Wilhelmstrasse aus unzweifelhaft ganz vorzüglich besorgt worden wäre, durch etwas, was diese Herren können, meisterlich können. Ein grosses Rauschen im deutschen Holzpapierwalde hätte man erregt: in allen Zeitungen hätte man von Petroleum, aber immer nur von russischem, galizischem, deutschem Rohöl geredet, von neuen Erfindungen in der Raffinierung dieser Öle grosses Aufheben gemacht und ganz kleine Anfänge der Thätigkeit der D. P. H. als rettende Thaten, als „Marksteine“, als epochemachend in der Geschichte der vaterländischen Entwickelung durch die Lande posaunt. — Das hätte echt gewirkt: in der ganzen Welt wäre man überzeugt gewesen, dass weiter nichts hinter der Sache stäcke.

Inzwischen aber hätte man den wirklichen Schlag geführt.

Rockefeller besass — wie ich in den früheren Kapiteln erzählt habe — Ölquellen nur in den Terrains, die schlechteres (Bradford-Distrikt) oder eigentlich zu Leuchtzwecken ganz unbrauchbares Öl (Lima-Distrikt) produzierten. In dem älteren eigentlichen Öldistrikt Pennsylvaniens war um die Mitte des vorigen Jahrzehnts nach den zuverlässigsten Schätzungen $\frac{5}{8}$—$\frac{3}{4}$ der Gesamtproduktion noch völlig „unabhängig“. Gerade diese besten und ihm ganz unentbehrlichen Petroleumquellen liess er den Besitzern, weil er sich viel besser dabei stand, ihre Produktion ihnen gelegentlich zu ruinösen Preisen, wann und wie es ihm passte, abzunehmen. In dieser Thatsache, die ihm sein unberechenbares Preisspiel so sehr erleichterte, lag seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Diese Ölquellenbesitzer — Totfeinde der Standard —, die mit ihnen zusammenhängenden Raffineure — Totfeinde der Standard — und die unabhängigen, mit diesen pennsylvanischen Öllandbesitzern und unabhängigen Raffineuren zusammenarbeitenden, Pipeline-Gesellschaften — auch Totfeinde der Standard — mussten *drüben in Amerika* zusammengefasst, organisiert in die Hand der deutschen Petroleum-Handlung und damit des deutschen Reiches gebracht werden.

Da die D. P. H. doch immerhin ein Handlungshaus blieb, wenn sie auch mit staatlicher Beteiligung und halbamtlichem Charakter ausgestattet war, so war sie in der glücklichen Lage, brauchbare Leute da zu suchen, wo sie zu finden sind, und ihnen anständige Stellungen und anständige Gehälter anzubieten, sie brauchte ihre Zukunft und ihre Erfolge nicht dadurch

in Frage zu stellen, dass sie die Vorbereitung und Ausführung ihrer Pläne den völlig untauglichen Herrschaften anvertraute, die die deutsche Beamtendressur liefert. Eines Tages wären in Amerika einige unauffällige Männer, sagen wir ein Herr Müller, ein Herr Schulze und ein Herr Meier, aufgetaucht. Kein Mensch hätte sie gross gekannt. Hier und da hätte vielleicht einer gesagt, es wären sehr ordentliche Leute, die und die Bank gäbe ganz ausgezeichnete Auskunft über sie. Herr Müller hätte sich ganz still, ganz nur geschäftlich, ganz privatim, ganz für eigene Rechnung mit den Besitzern der Petroleumquellen Pennsylvaniens in Verbindung gesetzt, so weit sie noch nicht im Halseisen Rockefellers gingen — es handelte sich dabei, wie schon gesagt, um fünfachtel bis dreiviertel des besten und unentbehrlichsten Öllandes — er hätte alle diese Quellen ganz ruhig, ganz rasch und zu jedem Preise sämtlich aufgekauft und sie zu einer Gesellschaft vereinigt, die er recht hübsch, etwa die Pennsylvania Old Glory Crudeoil Association, genannt hätte. Das wäre damals spielend leicht zu machen gewesen: dem Mann wäre man wie einem Erlöser zugelaufen. Den Kaufpreis hätte man natürlich ganz oder fast ganz in Anteilen der neuen Gesellschaft bezahlt. Die Preise hätte man also ruhig sehr hoch greifen können, wenn es sein musste, denn der Dollar dieser shares bedeutete ja nicht einen wirklichen Dollar Gold oder einen Dollar legal tender, sondern nur einen so vielsten Anteil an dem zukünftigen Jahresnutzen der Pennsylvania Old Glory, als die Gesellschaft, für eingebrachte Werte und von

Herrn Müller hergegebenes Betriebskapital zusammen, Dollars an Nominal-Kapital hatte. Betriebskapital hätte Herr Schulze soviel geben müssen, dass er unbedingt die Majorität der Anteile hatte.

Gleichzeitig und ganz ebenso still und ruhig, immer nur mit den ganz direkt beteiligten Fachleuten verhandelnd, hätte Herr Schulze inzwischen die unabhängigen Raffinerieen gekauft und aus ihnen eine Gesellschaft, nennen wir sie die Pure Oil Refining Company, gegründet. Natürlich hätte es Herr Schulze nicht anders gemacht als Herr Müller: das Nominalkapital wäre mit den in Anteilen bezahlten Kaufpreisen so balanziert worden, dass Herr Schulze die unbedingte Majorität genau so fest in der Hand gehabt hätte, als Herr Müller die seinige.

Herr Meier wäre mit den gegen Rockefeller kämpfenden Pipelines ganz ähnlich verfahren. Auch das war zu machen selbst gegen Rockefeller: die Outsiders, die unglücklichen, bedrängten Unabhängigen unter den Produzenten und Raffineuren, haben noch lange, lange Jahre ihren eigenen Weg zur Küste erfolgreich verteidigt. Mit einem Heroismus beiläufig erwähnt, der dem der Dreihundert vor den Thermopylen in nichts nachsteht, der, ebenso beiläufig erwähnt, auch ethisch ebenso hoch steht, denn jene alten Griechen und diese modernen Yankees führten den Kampf, um freie Männer zu bleiben, sie verteidigten ihre Unabhängigkeit, ihr Eigen, sie stritten für Haus und Hof.

Also auch die Meiersche Liberty Transportation Company wäre sehr rasch, um uns

amerikanisch auszudrücken: in no time, fertig gewesen.

Dann hätten sich Herr Schulze, Herr Müller und Herr Meier als drei Aktionär-Gruppen, frei nach dem Beispiel des Petroleum Trust Agreements: a portion of the Stockholders and members of the following Corporations and Limited Partnerships, to wit:

Pennsylvania Old Glory Crudeoil Association.
Pure Oil Refining Co.,
Liberty Transportation Co.

zum Trust vereinigt und die deutsche Flagge gehisst oder sie hätten mit höflicher Verbeugung vor der Vereinigten-Staaten-Anti-Trust-Gesetzgebung sich als Vertreter der D. P. H. deklariert und ihre Firma irgendwo in Amerika — in New-Jersey wäre es am billigsten gewesen — in ein Handelsregister eintragen — incorporieren — lassen und die Anteilscheine der drei zusammengelegten Gesellschaften gegen shares der — meinetwegen — Grand German Petroleum Corporation eingetauscht.

Die D. P. H. hätte nun begonnen, das Petroleum ihrer „amerikanischen Filiale" in grossem Massstabe zu importieren. Tankdampfer hätte man zunächst von den englischen Rhedern, die daraus ein besonderes Geschäft machten, gechartert, bis man sich nach und nach eine eigene Flotte auf deutschen Werften gebaut hätte. In allen deutschen Häfen, wo unabhängige Importfirmen nicht mehr vorhanden waren, hätte die D. P. H. eigene Importfirmen gegründet; die im Kampfe mit Rockefeller damals noch überlebende

Bremer Firma und die Mannheimer hätte man in die D. P. H. aufgenommen oder dieser angegliedert. Rockefeller und die Rockefellerschen Gesellschaften, die D. A. P. G. in Bremen und Hamburg, die A. P. C. in Rotterdam, hätten selbstverständlich ruhig weiter arbeiten und sich zu Grunde richten dürfen. —

Rockefeller hätte unzweifelhaft gewaltige Anstrengungen gemacht, die D. P. H. nieder zu konkurrieren in der Einbildung, ihr so gewaltige Verluste zufügen zu können, dass das Reich immer neue Zuschüsse bewilligen und die Sache schliesslich aufgeben müsse.

Das wäre ihm aber nicht gelungen.

Zunächst hätte die Eisenbahn-Tarif-Vergünstigung ja nun für das massenhaft eingeführte amerikanische D. P. H.-Petroleum gegolten — für das „Petroleum im allgemeinen“ hätte man die Fracht ja zum Ausgleich des Frachtverlustes entsprechend erhöhen können, doppelter Satz für Petroleum im allgemeinen, halbe Fracht für D. P. H.-Öl zu fordern, das hätte nahe genug gelegen, nach Johnnys lehrreichem Beispiel. Noch besser hätte die D. P. H. mit dem preussischen, sächsischen etc. Eisenbahn-Fiskus Verträge abgeschlossen, wonach sie die Tankanlagen längs der Eisenbahnlinien gebaut, die Waggons u. s. w. gestellt und dafür die Hälfte aller Petroleumfrachten zurückvergütet erhalten hätte — notfalls hätte man den Staatseisenbahnen Gewinnprozentagen bei der D. P. H. dafür einräumen können.

Nunmehr wäre aber von der Regierung eine Novelle zum Zolltarif eingebracht worden mit gleitenden

Zollsätzen für Petroleum nach dem Grundsatz: je höher die Leuchtkraft, desto niedriger der Zollsatz; je geringer die Leuchtkraft, desto höher der Zollsatz. Der Reichstest schrieb nur einen bestimmten „Entflammungspunkt“ vor: bei normalem Barometerstand durfte er nicht unter 21 Grad Celsius liegen; leichter entflammbares Petroleum war vom gewöhnlichen Handel ausgeschlossen. Diese Entflammbarkeitsgrenze hätte man beibehalten oder noch erhöhen müssen — man hätte ruhig strengere Ansprüche an Explosionssicherheit stellen können, denn das D. P. H.-Öl, Raffinat aus den vorzüglichen alten Öldistrikten, hätte sie ohne weiteres erfüllt und nur den Rockefellerschen Schund- und Manschölen wäre es schwer geworden. Vor allem aber hätte man auch ein Mindestmass an Leuchtkraft verlangt und eine stark differierende Zollstaffel zu Gunsten besser leuchtender Öle eingeführt. Die staatlichen Untersuchungsstationen mit den nötigen handlichen photometrischen Apparaten auszurüsten, wäre der Technik leicht gefallen.

Rockefeller wäre nun in folgender Lage gewesen. Das geringe Quantum pennsylvanischen Öles älterer Distrikte, dessen er nach Gründung der Pennsylvania Old Glory Crudeoil Association noch hätte habhaft werden können, würde kaum genügt haben, um auf die Dauer mit dem Lima-etc.-Öl zusammen ein Mischöl zu geben, das den neuen deutschen Leuchtkraft-Anforderungen selbst nur in dem, den höchsten Differentialzoll bedingenden, Mindestmasse genügt hätte. Ganz unzweifelhaft aber wäre Rockefeller in

immer höhere Zollsätze hineingekommen mit der notwendigerweise sinkenden Qualität seines Öles. Für Deutschland ein konkurrenzfähiges gutes Öl herzustellen dadurch, dass er das, was er vom pennsylvanischen Öle noch erhielt, ausschliesslich für Deutschland verwendete, wäre nicht angegangen, weil das englische Gesetz längst eine bestimmte Lichtstärke schon vorschrieb und weil der Versuch, das unvermischte Lima-Öl nach den Ländern abzuschieben, deren Einfuhrbestimmungen keinerlei Anforderung an Leuchtkraft stellten, einfach an dem Umstand gescheitert wäre, dass solches Petroleum unter keinen Umständen zu gebrauchen ist. Rockefeller würde alle solche Länder zur Änderung der Vorschriften und zum Verbrauch russischen, galizischen etc. Öls heran- und sich damit eine andere Gefahr grossgezogen haben, der er erst recht nicht gewachsen gewesen wäre.

Das vorzügliche, aus reinem pennsylvanischen Öle raffinierte D. P. H.-Öl wäre in Deutschland dem konkurrierenden „Standard White“ Rockefellers so unendlich überlegen gewesen, dass es selbst bei gleichem Zoll und gleicher Fracht gesiegt haben würde. Wie viel rascher nun, wo Fracht und Zolldifferenzen dem Trust unaufhörlich, unablässig, furchtbar zur Ader gelassen hätten. Zunächst hätte sich die D. P. H. auf Deutschland beschränkt, hätte aber durch ihre amerikanische Filiale, die Grand German Petroleum Corporation, rechtzeitig die Texas- und Kalifornia-Petroleumfelder erworben, überhaupt natürlich mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns, d. h. mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, wo irgend in

der Welt etwa gutes, leuchtkräftiges Petroleum gefunden worden wäre. Sie konnte dann allein mit deutschem oder unter Assistenz der verschiedenen Regierungen auch mit englischem, französischem, belgischem, italienischem etc. Gelde dort Quellen und Raffinerieen kaufen und mit ihrem Petroleum auch in England, Frankreich, Belgien, Italien etc. einziehen, oder durch ihr Beispiel und verständige Verhandlungen ähnliche Unternehmungen, wie die D. P. G., in diesen Ländern hervorrufen, und sich mit ihnen verbünden. Der Kampf gegen Rockefeller wäre ganz rasch allgemein geworden und es hätte garnicht lange gedauert, bis man seine Hilflosigkeit allgemein erkannt hätte. Nach einem, höchstens zwei Jahren wäre auch sein Prestige in Amerika gebrochen gewesen. Mit Wonne wären die Eisenbahnen von ihm abgefallen, und was noch wirklich gutes, für sich allein verwendbares, Petroleum producierte hätte sich auf die Erfolge der Deutschen Gesellschaft wie ein Mann zum Rachekampf gegen Rockefeller erhoben, wäre ihm in den Rücken gefallen und hätte ihm unwiderstehliche, tödliche Konkurrenz in der Versorgung des heimischen amerikanischen Konsums gemacht. So rasch seine Macht gewachsen war, so rasch wäre sie unter diesen Bedingungen dem Muskelschwund verfallen gewesen, denn was es bedeutet, wenn in solch einen ungeheuren Apparat eine Störung hineinkommt, wenn der Absatz des immer schlechter werdenden Öles stockt, wenn die Fabriken in Limaöl ertrinken und pennsylvanisches nicht bekommen können, wenn man an jedem Zentner einige Mark

Zoll- und Frachtdifferenz verliert, wenn die Tankdampfer keine Verwendung finden und die riesigen Anlagen in den heimischen und überseeischen Häfen u. s. w. veröden, davon macht sich der Laie kaum eine genügend furchtbare Vorstellung; Zola würde sagen — débâcle!

Ganz zuletzt hätte man die Einrichtungen der D. A. P. G. und ihre Flotte für den Preis, den man für gut gefunden hätte — 10 % des Anschaffungswertes z. B. — gekauft, für das D. P. H.-Petroleum verwendet und Johnny endgiltig an die Luft gesetzt.

Welche unermesslich segensreiche Folgen dieses warnende Exempel gehabt haben würde, ist kaum auszudenken.

Man hat Herrn Rockefeller bekanntlich aber nicht an den Beinen über diesem Ameisenhaufen anfgehängt.

Doktor Graf von Posadowski hat bei vielen Gelegenheiten viele und lange Reden gehalten: ebenso viele Elegieen an den Mond. Er hat gelegentlich sogar so weit sich verstiegen, den Präsidenten Cleveland zu zitieren: „Trusts, das ist der Kommunismus des Mammons.“ Er hatte bei einer Gelegenheit auch erzählt, dass ein erfolgreicher Druck auf den Trust ausgeübt worden wäre. Es war damals, als die süddeutschen Händler in die Öffentlichkeit geflüchtet waren, denen der Trust zumutete, Kontrakte zu zeichnen, die sie mit Händen und Füssen gebunden Herrn Rockefeller auslieferten, bei Strafe, sonst niemals wieder einen Tropfen Petroleum von ihm zu bekommen. Doktor Graf von Posadowski erzählte den Reichsboten, dass schliesslich der Trust nach-

gegeben und erklärt habe, er werde auch den Händlern, die die Kontraktformulare nicht zeichnen wollten, Petroleum weiter liefern. Doktor Graf von Posadowski war sehr stolz auf den Erfolg, nur schade, dass die Händler, die sich den Verkehr mit der unabhängigen Mannheimer Firma nicht hatten verbieten, die sich nicht aus unabhängigen Kaufleuten zu Hausknechten Rockefellers hatten erniedrigen lassen wollen, schon nach vierzehn Tagen die Erfahrung machen mussten, dass sie im Bedarfsfalle zwar noch Öl von Rockefeller bekommen, aber dafür 1,— bis 1,50 Mark für den Zentner mehr als die anderen bezahlen sollten. Eine bis anderthalbe Mark verdient man an dem Zentner Petroleum nicht. In der Sache wars ganz dasselbe, als wenn der Rockefeller-Trust weiter erklärt hätte, wir liefern nicht. Nur die Regierungen waren frech verhöhnt. — — —

Herr Rockefeller war damals noch eine Macht, die zu bekämpfen und zu besiegen war, heute ist er das nicht mehr.

Das Petroleum-Monopol ist seitdem vollständig durchgeführt. Bei uns in Deutschland regt sich in diesem Geschäft keine Hand mehr ausser für Rockefeller. Die letzte freie Konkurrenz ist schon längst an die Wand gequetscht.

Jede Petroleumlampe, die irgendwo auf dieser Erde brennt, ist oder wird rasch ein kleines Saugnäpfchen an den Polypenarmen Rockefellers. Aus Hunderttausenden von kleinen Rinnsalen fliessen Goldbäche und Flüsse zusammen, die sich schliesslich als ein ungeheurer Strom in seine Kassen ergiessen. Das

Petroleumgeschäft der Erde ist sein. Die Rothschilde in Russland sind nichts weiter als seine Agenten. Wo immer neues Petroleum gefunden wird, wo immer unternehmende Menschen unter Mühen und Entbehrungen mit Gefahr und vieler Arbeit endlich einen Erfolg für sich erkämpft zu haben glauben, zerschmettert binnen ganz kurzer Zeit sein Tatzenhieb diese Hoffnungen. Die Unternehmer in Texas hat er unterworfen. Vor Kurzem hat er der südkalifornischen Petroleum-Compagnie das Genick gebrochen. In Birma und Japan bereitet er den Schlag vor.

Überall ist es dasselbe Rezept. Er lässt die Leute auf eigene Gefahr Quellen suchen und finden, er lässt sie Bohrtürme errichten, die Natur ihres Öles genau studieren und die beste Art, es zu raffinieren. Wenn sie dann während einer Reihe von Lebensjahren Kopf und Kapital darauf verwandt haben und endlich der Sieg da ist, wenn das Öl beginnt sich einzuführen, wenn man anfängt es zu kaufen, wenn der Umsatz wächst, dann kommt Rockefeller und erschlägt die Eigentümer. Die Kredite werden ihnen auf den Wink der von Rockefeller abhängigen Banken gekündigt, die Eisenbahnen müssen ihnen die Transporte des Öles verweigern, die Fabrikanten von Tankwaggons liefern ihnen keine Wagen mehr, weil man ihnen angedroht hat, dass sich Herr Rockefeller sonst seine Wagen in eigener Fabrik bauen lassen wird, die Schifffahrtslinien nehmen ihnen keine Ladungen ab oder fordern blödsinnige Frachten, denn auch die Direktoren dieser Gesellschaften sind die Kommis von Rockefellerschen Kommis geworden u. s. w., u. s. w.

Kurz, es dauert gar nicht lange, dann hat er den Ertrag der Arbeit anderer eingesteckt und ein paar neue Vasallen gehen in seinem Joche. Die Quellen selbst kauft er auch heute nicht, er bleibt bei seinem System, damit immer genügend viel Rohöl da ist, das er gelegentlich zu Preisen kaufen kann, die für die Urproduzenten zerrüttend sind. Ich habe früher erzählt, dass Rockefeller etwa eine Milliarde Mark hatte; das ist natürlich längst nicht mehr wahr. Petroleum hat ihm so unglaublich viel Geld eingebracht, dass dieses Geschäft allein nicht mehr genügte, diese angehäuften Summen zu beschäftigen.

Schon im Jahre 1897 schrieb ein amerikanisches Blatt folgende Zeilen: „Der Standard Oil Trust, bekanntlich beherrscht durch den Petroleumkönig Rockefeller, soll im Begriffe sein, auch die Führung im Handel mit Blei, Leder, Tabak und Branntwein an sich zu reissen und, um ganze Arbeit zu machen, auch die Kontrolle der grössten städtischen Gasanstalten Amerikas in seine Hände zu bekommen. Das Kapital, mit welchem dieser Riesenpolyp die Erde umspannen will, soll ungefähr 4000 Millionen Mark betragen. Man halte sich vor Augen, dass der Standard Oil Trust, oder richtiger das halbe Dutzend Geldfürsten, welche diesen Ring bilden, und deren mächtigster der vorhin genannte Rockefeller ist, schon jetzt einen beherrschenden Einfluss auf das amerikanische Geschäft ausübt. Auf Stahl und Kaffee sollen sie schon jetzt ihre Hände gelegt haben. Die Schifffahrt auf den grossen Seeen folgt schon in hervorragendem Masse ihren Winken. Sie sind mit-

beteiligt an mehreren der grossen Eisenbahnen, die den Kontinent durchschneiden, und können thatsächlich in dem ganzen Transportwesen der Union die Frachtsätze durchdrücken, die ihnen passen. Man geht so weit, zu behaupten, dass sie jährlich 200 Millionen Mark Überschüsse erzielen, für die sie selbstverständlich neue Anlegewerte suchen müssen, und es ist begreiflich, dass sie bei einem so gewaltigen Anschwellen ihrer Reichtümer und der Möglichkeit, beständig über solche enormen Summen baren Geldes zu verfügen, an allen Orten des Landes auf der Lauer liegen, um neue Unternehmungen zu gründen, bestehende aufzukaufen und überhaupt jedes Geschäft in ihre Hände zu bringen, das einen Gewinn verspricht; und natürlich vermehrt jedes neue Geschäft, das sie machen, bei der Sicherheit, mit welcher das gewaltige Vermögen arbeiten kann, ihre nächste Jahreseinnahme ... Wer also soll dem Anwachsen dieses Riesengeldes einmal Halt gebieten, wenn es nicht schliesslich der Unwille des Volkes thut?"

Rockefeller hat keine Gelegenheit versäumt. Ungefähr um jene Zeit (1895) machte er sich klar, dass er wieder einmal einen Namen brauchte, hinter dem er sich verstecken könnte, um nicht in allzu hohem Masse den Hass der gesamten Kulturwelt auf sich zu ziehen, um zu grosser Aufmerksamkeit zu entgehen. Dazu hat er sich damals einen Mann ausgesucht, dessen Name heute in aller Welt Munde ist.

Im Jahre 1837 wurde dem Londoner Bankier John Spencer Morgan ein Sohn geboren, den er auf

englischen und amerikanischen Schulen erziehen und sogar eine Zeit lang bei uns in Göttingen studieren liess. Mit 23 Jahren wurde der junge Herr Teilhaber der Londoner Firma und später auch der in Philadelphia und Paris von seinem Vater gegründeten oder kommanditierten Bankhäuser. Mit 25 Jahren sprach man einmal von ihm, als er mit Jay Gould um die Albany- und Susquehana-Bahn kämpfte. Er soll dabei gut verdient haben, aber, Du lieber Gott, mal eine Million verdienen, mal eine Million verlieren, das ist keine erhebliche Leistung, noch dazu für einen Mann, der mit 23 Jahren als ein reicher Kapitalist begonnen hat. Bis 1894/1895, bis zum sechzigsten Lebensjahre, gehörte er sozusagen zum Millionär-Proletariat, bis dahin, dreissig Jahre lang, wurde er jenseits von Wallstreet in New-York und Lombardstreet in London kaum genannt.

Da aber, als Rockefeller — notwendigerweise als einer der ersten — den beispiellosen Aufschwung herannahen sah, der für die Wirtschaft Amerikas bevorstand, verfiel er auf John Pierpont Morgan. Er stellte ihm unbegrenzte Kapitalien zur Verfügung und veranlasste ihn, von London ganz nach Amerika hinüber zu gehen und in New-York ein Bankhaus zu gründen. An der Ecke, wo Wallstreet und Broadstreet zusammenstossen, liess Morgan sich nieder.

Rockefellers Geld ist ihm gut bekommen; er ist zwar schliesslich auch nur Rockefellers Kommis, wenn er auch einen anständigen Anteil im Geschäft hat, sein Ruhm aber ist inzwischen an die Sterne gestiegen. Ich glaube fast, die Eskimos und die Hindus

kennen seinen Namen. Das Gesamtkapital der Trusts und Gesellschaften, die heute nach seiner Pfeife tanzen, schätzt man in der Londoner Lombardstreet auf mindestens dreissigtausend Millionen Mark. Einige Zahlen sind ja ganz bekannt: sechs Milliarden kommen auf den Stahltrust, zwölf auf seine Eisenbahnen, eine auf Banken und Bankfirmen, der Rest auf allerlei Industriegesellschaften. In den letzten anderthalb Jahren hat er Gesellschaften mit einem Kapital von achttausend Millionen Mark gegründet. Rockefeller ist, wie gesagt, in allen diesen Unternehmungen weit stärker beteiligt als Morgan selber. Wie ich ihn kenne, hat er oder mindestens er und sein Bruder die unbedingte Majorität in allen diesen Unternehmungen!

John Pierpont Morgan ist einer der befähigtsten Helfer Rockefellers. Persönlich kenne ich ihn nicht. Eine Zeitungsnotiz beschreibt ihn wie folgt: Eine Landsknechtsgestalt, beinahe sechs Fuss hoch, vierschrötig und ungeschlacht gebaut. Auf breiten Schultern trägt ein kurzer fetter Hals einen Kopf mit breiter, niedriger Stirn und unregelmässigen Gesichtszügen ohne ausgeprägten Rassentypus. Struppige Brauen überschatten runde, ziemlich kleine graue Augen. Eine brutale knotige Nase; unter schlecht gepflegtem, abgebissenem Schnurrbart vorsichtige, schmale Lippen und ein massiver Unterkiefer. Die ganze Erscheinung macht mehr den Eindruck körperlicher als geistiger Kraft.

So sehen die neuen Weltbeherrscher aus, denen alle Nationen und Stämme der Erde frohnden!

Und wie konnten sie in solch schmachvolle Knechtschaft geraten?

Weil Könige und Völker ihre wichtigsten Interessen unfähigen Leuten anvertrauen, die nicht über ihre Nase hinaussehen, weil Könige und Völker trotz hohen Lohnes elende Dienstboten haben und sie nie rechtzeitig zum Teufel jagen.

VIII. Kapitel.

Die Gefahr, die uns droht.

Ich nenne die Entstehung des Petroleum-Monopols ein Paradigma. Man komme mir nicht mit dem Einwande, dass dieser Trust kein Normalfall, sondern eine gigantische Ausnahme sei. Im Gegenteil, mehr als ein Schulfall ist er: dieser Mann und sein Petroleumtrust ist die Wurzel aller dieser Dinge, dieser ganzen Entwickelung drüben und bei uns. Wenn ich sage „dieser Mann“, so meine ich selbstverständlich die ganze Summe der Intelligenzen und Energieen, die ihm direkt oder indirekt für geringen Lohn oder hohen Anteil dient: dem Könige werden die Leistungen seiner Diener zugerechnet. Die ganze Bewegung ist von Amerika ausgegangen und sie ist von dem Manne und von dem Artikel ausgegangen, den ich eben eingehend behandelt habe. Ich sage nicht zu viel: das Standard Oil Trust Agreement vom 2. Januar 1882 ist ein Epoche machendes Dokument in der wirtschaftlichen Entwickelungsgeschichte der Kulturwelt. Der Mann und dieser sein Vertrag hat die Bedeutung, dass eine überall schon latent vorhandene Tendenz, ein Ge-

danke in einem energischen Verbrecher hin zum ersten Male bewusst begriffen wird, und dass diese Idee, scharfkantig formuliert, von diesem Moment an planvoll und zielbewusst, als Angriffswaffe gegen das öffentliche Wohl verwendet wird. Man muss an Amerika exemplifizieren, weil Amerika vorbildlich gewirkt hat und zwangsweise weiter vorbildlich wirken wird. In Amerika müssen wir uns umsehen, um das Wesen dieser Dinge zu sehen und an Amerika können wir lernen, wohin wir selber kommen werden. Gewiss, wenn sich die Fabrikanten von Achatwaren in Gablonz zusammenthun, um einheitliche Verkaufsbedingungen durchzusetzen oder wenn die österreichischen Fabrikanten von Perlmutterknöpfen eine Vereinigung bilden, um die Preise einigermassen zu halten, so ist das verhältnismässig etwas sehr ungefährliches. Es ist aber nichts wesentlich anderes; je grösser die Bedeutung einer Ware, desto grösser das Kartell. Wir sind in der Entwickelung nur noch zurück. Viele der deutschen Kartelle sind den amerikanischen Trusts aber heute schon in jeder Beziehung sehr ähnlich, und alles,' was wir Kartelle nennen, sind wie gesagt nur Vorstufen zum Trust. Jeder wichtigere deutsche Trust wird aber früher oder später in einen internationalen Trust aufgehen und jeder internationale Trust wird eines Tages Rockefellern gehören oder doch gehorchen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass der territoriale Staat — sei er Monarchie oder Republik — abdankt und zwar in einer nahe an die Gegenwart heranreichenden Zukunft abdankt, wenn diese Entwickelung

auch nur in demselben Tempo wie bisher weiter geht; das Tempo wächst aber in beängstigender Weise, wächst wie die Geschwindigkeit eines Körpers im freien Fall.

Wer nur einen Augenblick darüber nachdenkt, was die letzten zehn Jahre an Zusammenballung wirtschaftlicher Macht uns gebracht haben, der kann nicht im Zweifel sein darüber, dass hier ein Neues, Ungeheures hereinbricht. Um die Herrschaft über die Menschheit geht der Kampf, um eine viel unbedingtere Herrschaft als es irgendwie jemals gegeben hat; eine neue Tyrannis, eine Tyrannis, die die Erde umspannt, Weltherrscher von ganz neuer noch nicht dagewesener scheusslicher Art kommen herauf.

Wenn auf Martinique vierzig Tausend Mitmenschen elend zu Grunde gehen an einem Tage, so bewegt es überall die Gemüter, aber es bleibt ein lokales Unglück und es hat wenig Einfluss auf die Daseinsbedingungen der anderen Erdbewohner. Eine Magenverstimmung Morgans aber oder Rockefellers, die einen bestimmten geschäftlichen Entschluss so statt so fallen lässt, vernichtet unter Umständen heute schon viele Hunderttausende von Existenzen, das Glück einer unübersehbaren Anzahl von Familien, wirkt verheerend über den ganzen Erdball hinweg, soweit er „zivilisiert", d. h. merkantilisiert, industrialisiert ist.

Und die Frage ist nicht etwa, was haben wir zu thun, um bei uns eine Entwickelung zur Kartellierung, zur Vertrustung unmöglich zu machen: das dürften wir heute nicht mehr den dreissigtausend Millionen Rockefeller-Morgans gegenüber, selbst wenn wir es

könnten. Wir müssen heute die Entwickeluug nachmachen, wie sie in Amerika stattgefunden hat: in allen grossen Produktions- und Fabrikationszweigen, in der Kohlen-, Eisen-, Salz-Gewinnung, der Fabrikation von Eisen, Stahl in allen Formen, von Zucker, Spiritus u. s. w., in der Lieferung von Licht, sei es Petroleum, Gas, oder Elektrizität, werden schon binnen ganz weniger Jahre bei uns sich entweder durchaus in amerikanischer Weise konsolidierte ganz Deutschland umfassende Riesentrusts entwickelt oder die amerikanische Konkurrenz wird unsere minder straff organisierten Betriebe einzeln abgeschlachtet und versklavt haben.

Diese grossen Korporationen werden dann eine unbedingte, unkontrollierte völlig willkürliche Macht haben, die in Bezug auf Mittel und Wege von keiner politischen, moralischen, ethischen Erwägung, sondern lediglich von der geleitet wird, wie die Beherrschten, die ihrer Macht Unterworfenen, bequem, gründlich und dauernd ausgebeutet werden können.

Der Staat, die Monarchie oder die Republik, mindestens aber doch das Königstum germanischer Auffassung, wird zur Farce, zur niederträchtigen Posse, wenn die Freien in ihrer ganzen Existenz der Gnade von Leuten überantwortet und ausgeliefert sind, auf die der König gar keinen Einfluss mehr hat. Wir sind heute schon so weit, dass wir den Staat nur spüren, wenn er uns plackt, wenn er uns belästigt und wenn er Steuern einkassiert, wenn er uns schützen soll gegen die scheusslichen ausbeuterischen Monopole, die die Einzelnen zu Tausen-

den vernichten, und dem Volke gestohlene Kapitalien zu Milliardenbergen anhäufen, so steht er hilflos und achselzuckend dabei.

Schon wenn die grossen deutschen Industrieen national vertrustet sein werden, also sehr, sehr bald wird von Gewissens- und Gedankenfreiheit in Deutschland keine Rede mehr sein können.

Ein lehrreich Beispiel: der berühmte Verfassungs-Paragraph „jeder Preusse hat das Recht seine Meinung frei zu äussern“ ist nie viel wert gewesen, das ist richtig. Die fest dressierte und eingepeitschte Meute der Staatsanwälte hat immer mit besonderem Eifer auf den Spuren der Märtyrer gejagt, die der Verfassung das dummerweise glauben. Aber immerhin, ein gewisser modus in rebus war denn doch da: manchmal musste eine Koppel doch zurückgepfiffen werden; und statt seiner eigenen Meinung eine bestimmte fremde Meinung auf Befehl zu äussern, auch wenn man dieser Meinung nicht ist, das hat bisher der „Staat“ doch nur selten und gewissermassen zaghaft verlangt.

Wenn heute z. B. irgend ein deutscher Fürst unter auffälligen Begleiterscheinungen stürbe und es entstünden Gerüchte, dass er freiwillig in den Tod gegangen wäre, weil er es nicht hätte ertragen können, dass verirrte Neigungen, denen er jahrelang gefröhnt habe, nun öffentlich bekannt und öffentlich besprochen würden, so liesse sich annehmen, dass der Staatsapparat auch in eifrige Thätigkeit gesetzt werden würde, die Geschichte zu vertuschen.

Würde nun aber z. B. eine Adresse aufgelegt an den Nachfolger dieses Fürsten, an die Fürstin-Witwe z. B., und irgend ein Beamter gäbe aus irgend einem nicht angegebenen Grunde dieser Adresse seine Unterschrift nicht, so würde dies ihm ja in seiner Carrière gerade nicht förderlich sein, aber man würde ihn deshalb doch nicht aufs Pflaster werfen können, kein Staat der Erde könnte das. Neulich hat nun der Verein der Industriellen eine Adresse an die Kruppsche Familie aufgelegt und die Arbeiter eingeladen, diese Adresse zu zeichnen. Zwei Arbeiter der Kruppschen Gruson-Werke in Magdeburg waren dieser Einladung nicht gefolgt, weshalb, weiss ich nicht.

Vielleicht war ihnen der gedankliche Inhalt zu verwaschen, zu verworren — das würde ihrer Intelligenz Ehre machen, vielleicht schien ihnen der Ton zu kriechend und aufrechter Männer unwürdig — das würde auf sehr löbliche Sinnesart deuten, vielleicht war ihnen auch nur das Deutsch gar zu schlecht, das diese Adresse sprach, — das würde beweisen, dass diese Männer sich noch einen Rest ästhetischen Empfindens ihrer Muttersprache gegenüber bewahrt haben, dessen völliger Mangel selbst an den höchsten Stellen im neuen Deutschland nachgerade Ekel zu erregen beginnt. Mit der Fähigkeit, ihre Pflichten weiter zu erfüllen, denen sie ein Menschenalter treu nachgekommen sind, hat es nichts, gar nichts zu thun, ob sie die Adresse mit unterschreiben oder nicht. Der eine hat zweiundzwanzig Jahre lang für die Kruppschen Gruson-Werke Eisen gedreht, er muss das also wohl können und wird es nicht von einem

Tage zum anderen verlernt haben, der andere ist in demselben Werke auch achtzehn Jahre lang thätig gewesen, das spricht für seine Brauchbarkeit, auch er wird sich in einer Nacht nicht geändert haben. Beide müssen auch sogenannte ruhige Leute gewesen sein, nicht etwa auffällige Sozialdemokraten oder gar gefährliche Agitatoren, die werden nicht so alt in einer und derselben Stelle. Aber sie waren eingeladen, die Adresse zu zeichnen, sie waren der Einladung nicht gefolgt und am anderen Tage wurden sie entlassen. Sie liegen mit ihren Familien auf der Strasse.

Der Verein der Industriellen hat eine Zentralstelle für das Kartellwesen eingerichtet, sozusagen ein Syndikat der Kartelle. Diese Zentrale soll namentlich dazu dienen, die allen Kartellen gemeinschaftlichen Interessen zu vertreten. Man wird sich im Verein der Industriellen wohl darüber einig sein, dass es im wohlverstandenen und ganz gemeinschaftlichen Interesse aller Kartelle liegt, dass Angestellte und Arbeiter „Ordre parieren". Ich glaube nicht, dass die beiden je wieder Gelegenheit finden werden, in der gesamten Gross-Eisen-Industrie oder verwandten Branchen unterzukommen. Sie werden das also, was sie erlernt und ein Menschenalter zur ehrlichen Ernährung von sich selbst, von Frau und Kind geübt haben, nicht mehr verwenden können. Hoffentlich erlernen sie noch etwas anderes, sonst werden sie für den Rest ihrer Tage vergeblich zu Gott flehen, sie in seiner milderern Art zu verfluchen: sie werden sich vergeblich sehnen, im Schweisse ihres Angesichts ihr Brot zu essen.

Warum unterstanden sie sich aber auch denken, eigene Gefühle und eigenen Geschmack haben zu wollen!

Hat man je eine niederträchtigere Sklaverei erlebt? Im alten Rom kannte man diese — wie soll ich nur sagen? — diese private Majestätsbeleidigung: dieser Sklave „hat den Genius seines Herrn beleidigt“, sagte der Aufseher und schlug ihn ans Kreuz. Verhungern lassen ist billiger, reinlicher und erregt auch weniger Aufsehen. Man komme mir nicht und sage, man dürfe aus einem einzelnen Falle keine weitgehenden Folgerungen ziehen. Exempla docent, der Fall ist typisch. Wenn ich vier Wochen Zeit habe, will ich einen Band, so stark wie diesen, mit solchen „einzelnen Fällen“ füllen. Die Sache ist nicht unerheblich, dass Arbeiter kartellierter Industrie auf einen Wink vom bestimmten Punkt aus zu ganz bestimmten Gesinnungsäusserungen in bestimmt vorgeschriebener Form bei Strafe des Hungertodes oder wenigstens der völligen Familienzerrüttung, des Verstossens ins unterste Proletentum gezwungen werden können. Heute verwenden die Herren ihre Macht in einer Weise, die oben vielleicht gefällt, obschon . . . .

Es scheint, dass sich beim Kaiser irgendwo und irgendwann vielleicht nicht sehr bestimmt, aber ungefähr in der richtigen Richtung das Gefühl geregt und geäussert habe, es wäre doch sehr wünschenswert, sich notfalls gegen die Übermacht des kartellierten und vom Auslande abhängig werdenden Unternehmertums, auf die deutschen Arbeiter stützen zu können. Man thut, als griffe man diesen Gedanken

auf, zeigt aber in Wirklichkeit nur die eigene Macht „über seine Leute“: auf Befehl der Geldherrscher wird im Handumdrehen der Loyalitätsfrack Mode in der deutschen Arbeiterschaft! Was wollen sie machen, in Ehren ergraute Familienväter? Sollen sie Männerstolz in Fabrikkontoren tragieren, sollen sie dafür Frau und Töchter der Not und Schande, sich und die Ihren dem Hunger und dem Elend aussetzen? Auch Minister sind heute Lakaien, sagen sie sich, und das allgemeine Ehrenzeichen thut ja schliesslich nicht weh, sie würgen Wut und Grimm hinunter und bergen Hass und Hoffnung auf den Tag der endlichen Abrechnung im noch härter werdenden Herzen.

Ist das unwichtig? Wer weiss, von woher ein künftiger Wink kommt? — Wer weiss auch nur annähernd zu schätzen, welcher Bruchteil der deutschen Industriepapiere direkt und indirekt heute schon oder in fünf Jahren Rockefellern gehört? Eine Milliarde jährlich allermindestens bedarf heute schon der Neuanlage! Wenn diese immer abhängiger von ihm gewordenen Herren nun wider Erwarten einmal ihren oder vielmehr Rockefellers Willen nicht erreichen, wenn der Kaiser nicht von dem „gefährlichen“ Wege abgelenkt wird, wenn er doch eines Tages den richtigen einzuschlagen sich entschliessen will?

Wer kann auch nur die Garantie übernehmen, dass selbst so ungeheuer wichtige Werke wie die von Krupp z. B. — Werke, von denen Deutschlands Wehrkraft zu Wasser und zu Lande abhängt — nicht morgen oder übermorgen von Morgan oder

einem anderen Rockefellerschen Manne gekauft sein werden? Ganz öffentlich bewirkt würde ja dieser Besitzwechsel allerdings ungeheure Erregung verursachen, Aufsehen aber scheuen die Rockefellerschen Trustgenerale, und Krupp soll ja bestimmt haben, dass seine Fabriken nicht in eine Aktiengesellschaft verwandelt werden dürfen. Aber ist ein Gerücht die Sicherheit, bei der wir uns beruhigen dürfen? Jeden Tag kann die „Prokura“ — so nennt man seit vielen Jahren die Essener Regierung — ohne dass irgendwer Einspruch erheben dürfte, zunächst die anonyme Besitzform einführen, die unser Aktiengesetz so praktisch, so handlich darbietet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Cita mors ruit: Zwischen der ersten Druckfahne und dem Revisionsbogen hat sichs schon vollzogen: in der Handelszeitung des Berliner Tageblattes vom Donnerstag den 29. Januar 1903 lese ich:

„Die Firma Friedr. Krupp wird Aktien-Gesellschaft. Alsbald wie die Nachricht von dem tragischen Ableben des Geheimrats Krupp eintraf, sprachen wir die Vermutung aus, dass die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden würde. Damals wurde unsere Auffassung von anderer Seite als unbegründet hingestellt. Nunmehr aber findet sie ihre Bestätigung in dem folgenden Schreiben, das Frau Krupp heute in der Fabrik bekannt geben liess:

„„An die Angehörigen der Firma Friedr. Krupp. Mein verstorbener Mann hat in seinem Testament die Überzeugung niedergelegt, dass im Falle seines frühzeitigen Ablebens und bei Übergang der Fabrik

an einen minderjährigen Erben seine Werke in der bisherigen Form nur unter Schwierigkeiten weitergeführt werden könnten. Er hat deshalb letztwillig den Wunsch ausgesprochen, in solchem Falle die Fabrik in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. In Übereinstimmung mit dem Direktorium und meinen Beiständen werde ich als Vertreterin meiner Tochter Bertha diese letztwillige Bestimmung des Entschlafenen, die er in der Sorge um das fernere Gedeihen seiner Werke getroffen hat, zur Ausführung bringen. Diese Veränderung soll jedoch nicht in der Weise erfolgen, dass die Fabrik verkauft wird, vielmehr werden die Anteile (resp. die Aktien. D. Red.) im Eigentum meiner Tochter Bertha als Fabrikerbin verbleiben. Auf diese Weise wird auch künftig die Fabrik als Kruppscher Besitz erhalten bleiben, wie es dem Wunsche meines Mannes entspricht. Die Sorge für die Werksangehörigen, Beamte sowohl wie Arbeiter, im Sinne des Entschlafenen weiter zu pflegen, wird uns stets am Herzen liegen.""

Unserer Ansicht nach hat Geheimrat Krupp auch in der Beurteilung dieser Angelegenheit die geschäftliche Einsicht bekundet, die wir an dem Verstorbenen zu rühmen bereits früher Gelegenheit genommen. Hätte er, wie das von manchen Seiten behauptet worden war, die Bestimmung getroffen, dass seine Firma nicht in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden dürfe, so würde er eine Verfügung getroffen haben, deren Innehaltung von Verhältnissen abhing, die Krupp nicht zu übersehen vermochte. Deshalb wird aber auch der Bestimmung, dass die Aktien

im Besitz der Tochter bleiben sollen, keine Bedeutung für alle Zukunft beizulegen sein. Von den Kreisen der Bankwelt stehen der Firma Krupp am nächsten die Dresdner Bank, deren Aufsichtsrat der Geh. Finanzrat Jencke angehört. Ausserdem unterhielt die Firma Beziehungen zur Diskontogesellschaft, den Bankhäusern S. Bleichröder und Meyer Cohn hier. Die Aktiengesellschaft Krupp würde die bei weitem grösste Gesellschaft in Deutschland sein. Ueber die Höhe des Aktienkapitals lassen sich allerdings in diesem Augenblicke auch keine einigermassen zutreffenden Schätzungen aufstellen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und bei den meisten unserer Grossbetriebe genügt heute schon die Hälfte der Aktien plus einer in der Hand von einigen unscheinbaren Strohmännern, um sie völlig unkontrollierbar unter die Willkür des Auslandes zu stellen.

Erscheint es dem dann einmal erwünscht, so genügt ein Wink, und die gefährlichsten Arbeiterkundgebungen beginnen erst hier und dort, vermehren sich rasch und bald scheint in wütender Lohe der Aufruhr emporzuflammen. Hält man es für gleichgiltig, dass diese unbedingte Macht über Millionen von deutschen Arbeitern, über Hunderttausende von Angestellten, Ingenieuren, Technikern, Chemikern, Kommis, Prokuristen und Direktoren in der Hand unverantwortlicher Privatleute innerhalb oder ausserhalb der Grenze des Reiches liegt?

Und sollte man wirklich in den massgebenden Regionen das Gruseln vor dem Sozialismus verlernt

haben, nun, so frisieren die Herren die Sache anarchistisch, das zieht immer.

Für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, für dreissigtausend Millionen alle Teufel. —

Man zweifle nicht: die Weltherrschaft des grossen Juliers, den sie Cäsar nannten, die Gewalt des makedonischen Alexanders, die blutigrote religiös-militärische Diktatur Spaniens, die Despotie der Atilla, der Dschingsis-khan sind Kinderspiel gegen die graue Öde, das bare Elend und die völlige Entmenschung des Menschengeschlechtes, die der Krämer aus Cleveland heraufzuführen begonnen hat.

Weshalb fürchtet denn ein Volk die Eroberung seines Landes, die Niederlage im Kampfe mit einer anderen Nation?

Dreierlei will es nicht tragen.

Die Schmälerung seines Besitzes und die Benachteiligung im Erwerb den Fremden gegenüber, die dann Herren im Lande sein werden.

Die Bedrohung seiner eigenen Art, weil nicht mehr auszeichnen wird, was früher im Kreise der Volksgenossen ausgezeichnet hat, weil nicht mehr für Recht erkannt werden wird, was als solches im Gefühl der Volksgenossen wurzelt.

Schliesslich aber, und das ist das Wichtigste und Höchste, den Verlust eigener Kultur!

Nun wohl: die vollkommenste Unterjochung, eine Eroberung, dass keine Stelle mehr in Deutschland wäre, die der Fuss des Feindes nicht als Herr betreten hätte, die Verjagung aller Fürsten, die Zerschmetterung aller unserer Heere, eine blutige, rück-

sichtslose, Jahrhunderte dauernde Säbelherrschaft würde uns nach keiner der drei Richtungen mit so gänzlicher Vernichtung bedrohen, wie der Sieg der Rockefeller-Trusts.

Welchen Einfluss hatte denn eine Eroberung alten Stils, eine sogenannte Unterwerfung eines besiegten Volkes, auf die Besitzverhältnisse, auf die Erwerbsfähigkeit, auf die höhere oder niedere Lebenshaltung, auf die materielle Lage der Unterworfenen?

Man muss schon in sehr ferne Geschichtsperioden zurückgehen, um Wirkungen zu finden, die bis zur Vernichtung reichen. Als Jagd, Viehzucht und Ackerbau noch die ausschliessliche Nahrungsquelle eines Volkes war, da bedeutete der Verlust eines Krieges auch den Verlust des Privateigentums für fast alle Bewohner des niedergeworfenen Landes. Wenn einem Volke von freien Jägern, von Nomaden oder Bauern die Jagdgründe und die Weiden zu eng wurden oder wenn alles Land, das der Bebauung überhaupt fähig war, schon unter den Pflug genommen und dennoch nicht mehr imstande war, die wachsende Anzahl der Volksgenossen zu ernähren, dann begann sich die überschiessende Volkskraft zu Stössen über die Grenzen, zu Einbrüchen in die Gaue der Nachbarn zu sammeln. Breitschulterige, mutige und unternehmende junge Leute, die Schar der jüngeren Brüder, für die zu Hause sich nicht mehr Hab und Hufe fand, die nicht wussten, wo den Herd gründen mit der schönen, hochbusigen, starken Tochter des Landes, die riefen zum heiligen Lenz, und wenn der Auszug in der Ge-

meinde der Gemeinden beschlossen war, dann führten Priester und Älteste des Stammes die Auswanderer wohl ausgerüstet mit Waffen und Vorräten, die Zugstiere bekränzt und bekränzt die mit Ochsenhäuten bespannten schweren Wagen zur Grenze, bis zum Verhau der Landwehr.

Die Männer zogen aus, mit dem Schwerte das sich zu erkämpfen, was zu Hause nicht mehr war, den Platz für Frau und Kinder und Enkel, und die Frauen, für die sies thaten, zogen mit, Abenteuer und Gefahren teilend, wie sie den Erfolg zu teilen hofften. Den kleineren Zügen, denen es gelungen war, sich festzusetzen, folgten die grösseren Scharen. Oder ganze — vielleicht gedrängte — Stämme verliessen auf die Nachricht hin von besserem Land und reicheren Weiden ihre Sitze. Da standen allerdings die Angegriffenen vor Sein oder Nichtsein: die Besiegten, gleichviel ob Häuptling, Edeling oder Freier von wenigen Hufen, wurden erschlagen, damit man sie beerben könne, oder es wurde ihnen doch alles genommen und sie wurden Sklaven, Heloten, Knechte. Hatte man zuviel der Kriegsgefangenen und war man schon zu milde geworden, die Überschüssigen alle zu töten, dann verkaufte man sie ins Ausland.

Das war das nackte: „Verschwinde, damit ich sitzen kann, wo Du sassest".

Seit Langem sind wir dazu viel zu zivilisiert geworden: seit das Spiessertum den nötigen Einfluss auf die Entwickelung des Völkerrechtes gewonnen hat, ist der Grundsatz, dass ehrlicher, namentlich angesagter Kampf um Besitz ein giltiger Rechtstitel

sei, längst abgeschafft, das Privateigentum ist auch während des Krieges zwischen zivilisierten Nationen „heilig“, nur was dem feindlichen Staate gehört, der gemeinsame und einzige Besitz der Armen also darf angetastet werden. Für jedes Huhn und jeden Sack Korn, der einem einzelnen gehört, muss bezahlt werden — in der Theorie wenigstens, Schäden an Fluren und Gebäuden, die zu Zwecken kriegerischer Aktionen vorgenommen werden, werden vergütet —, in der Theorie also in den meisten Fällen wenigstens, nur der Staat wird, wenn besiegt, mit Kriegskosten, Gemeinden im Laufe des Krieges gelegentlich mit Kontributionen belegt, namentlich wenn sie renitent gewesen sind, wenn ihre Bürger, ohne der regulären Armee anzugehören, sich am Kampfe beteiligt oder durch Begünstigung feindlicher Bewegungen sich lästig gemacht haben. Das Land wird nur solange, und gewöhnlich nur teilweise, besetzt gehalten, bis die Kriegskosten bezahlt sind. Dann verschwindet der Feind wieder jenseit der Grenzen und alles ist wie zuvor.

Unsere Kriege mit Frankreich sind das beste Beispiel. Als wir zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unten lagen, haben wir gewiss auch materiell gelitten: der Druck der Napoleonischen Kontributionen namentlich in einem so armen Lande, wie das damalige Preussen war, hat noch lange nachgewirkt; als wir sechzig Jahre später oben lagen, haben wir die Franzosen tüchtig geschröpft, gewiss, aber diese Zahlung ist ihnen verhältnismässig leicht geworden, denn wir liessen ihnen doch ihr Land, auf dem Château

Lafitte wächst, und zogen wieder ab, um auf unserem weiter Kartoffeln zu bauen. Sehr wenig Propriétaires sind in Frankreich direkt oder indirekt während oder durch den Krieg aus ihrem Besitz verdrängt worden.

Einer der grässlichsten Kriege der neueren Zeit, der Kampf der Buren gegen die englische Übermacht, hat in einer Weise noch Privateigentum vernichtet, wie es sonst völlig unmöglich gewesen wäre. Das lag daran, dass er von den Buren noch im alten Stil geführt worden war: jede Farm eine Festung, jeder Bauer ein Feind, selbst Frauen und Kinder mit den Waffen in der Hand, notfalls mit Faust und Zähnen kämpfend. Die ganze Art des Kampfes erinnert noch an die Zeiten, da die Weiber der Kimbern und Teutonen, den Speer in der Faust, auf den Wagenburgen standen, die geschlagenen Männer Feiglinge schalten, als jede einzeln um jeden Pfahl kämpfte bis zum letzten Wank und als die römischen Legionen schliesslich noch hunderte ihrer Eisenmänner opfern mussten, um die Kinder und die Hunde des Lagers zu besiegen. Die Folge der burischen Kriegführung war ausnahmsweise ein völlig verwüstetes Land, verarmte Besitzer, aber nach dem Friedensschluss rührt sich die Fürsorge des Siegers emsig, Besitz und Erwerb wieder emporzubringen bei den Unterlegenen, thatkräftige Hilfe wird geleistet, ungeheure Summen werden zur Verfügung gestellt, Zuchtvieh wird eingeführt, um neue Herden heranzuziehen, die Farmen werden aufgebaut: was man genommen und zerstört hat, sucht man zurückzugeben und wiederherzustellen. — Gewiss, die Engländer,

die Ausländer haben heute massgebenderen Einfluss, was die Verwaltung und Ausbeutung der Goldminen, die Verwendung der Überschüsse und ihre Besteuerung betrifft. Gehört aber haben die Goldminen vorher schon den Aktienbesitzern der ganzen Welt. Der Bur, der nicht schon reich war, konnte sich schon früher ebenso wenig einen Anteil an ihrem Ertrag verschaffen, als irgend ein Proletarier im Londoner Osten. Und was künftige Erwerbsmöglichkeiten angeht, so wird kein unternehmender und tüchtiger Bur davon ausgeschlossen werden können, sich an Minenunternehmungen zu beteiligen, die Shares englischer Gesellschaften zu kaufen, sich also privatim seinen Anteil an dem Reichtum seines Landes zu sichern. Vielleicht nicht ganz so leicht wie einem Engländer wirds ihm werden, aber sicherlich nicht allzu erheblich schwerer.

Kurz, für die grosse breite Masse des Volkes schmälert ein verlorener Krieg, eine vollkommene Unterjochung Besitz und Erwerbsmöglichkeit nicht allzu schwer; getroffen werden nur ganz wenige bevorzugte Kreise: die Väter und Söhne der mitherrschenden Familien stehen nicht mehr an der Staatskrippe, wenn sie nicht zum siegreichen Feinde übergehen, was sie in löblicher Anerkennung der nunmehr Gottgewollten Ordnung gewöhnlich thun. Alles in Allem: die Sache ist, was Besitz und Einkommen angeht, heutzutage erträglich.

Wie aber, wenn sich die Herrschaft Johanns des Ersten, Rockefellers von Amerika, auch über Europa, auch über Deutschland erstreckt? Welche

Folge wird die wirtschaftliche Unterjochung auf unsern Besitz haben und auf unsere Erwerbsmöglichkeiten?

Und sie kommt, sie kommt unvermeidlich diese Unterjochung, wenn wir nicht noch in letzter Stunde den Mut zu gewaltigem Entschluss finden: vor Jahren war Rockefeller noch leicht zu erwürgen, heute hat sich seine Macht verdreissigfacht, der ungeheure Anfschwung, der Mitte des vorigen Jahrzehnts einsetzte, hat uns einen wirtschaftlichen Katzenjammer, Amerika aber gewaltigen Kraftzuwachs und Kraftbewusstsein und Rockefellern die zwar anonyme, aber unbedingte Diktatur gebracht. Ein Beispiel: Vor wenigen Monaten noch erzählten sich die Blätter der bürgerlichen Presse mit Vergnügen und Genugthuung, dass der grosse amerikanische Stahl-Trust, dessen Anreger und Hauptbesitzer ebenfalls Rockefeller ist, denn doch sein verdammenswertes Ziel, die gesamte Stahlproduktion der Vereinigten Staaten in seinen Willen zu zwingen, nicht werde ausführen können: seit seiner Begründung seien doch verschiedene Konkurrenzunternehmen wieder verhältnismässig gross geworden. Der Trust vereinige nicht mehr, wie zur Zeit seiner Gründung, achtzig Prozent der gesamten Stahlherstellung, sondern deren nur noch sechzig, namentlich scheine ihm in der United Steel Company erfreulicherweise ein mächtiger Gegner zu erwachsen. Eins der Beschwichtigungsliederchen, damit die braven Kinder in Deutschland weiter schlafen: nur keine übertriebene Angst; die herrliche deutsche Stahl- und Eisen-

Industrie braucht noch lange nicht bange zu sein — die Bäume wachsen denn doch nicht in den Himmel. Jetzt, nach wenigen Wochen, liest man plötzlich in denselben Blättern: der Stahl-Trust (United States Steel Corporation) habe diese ihre grösste Konkurrenz-Company angekauft. — Die Corporation wird fünfundvierzig Millionen Dollars in Shares der Corporation bezahlen und neue eigene Anteilscheine in diesem Betrage herausgeben — die Übergabe auf Gnade und Ungnade also.

Gesetz oder nicht Gesetz — auch bei uns wird sich Kapital zu Kapital scharen, auch bei uns wird man sich auf Rockefellersche Weise organisieren müssen, wenn in Amerika Rockefellersche Organisationen bestehen, denn die einzelne Schwerthand vermag nichts gegen die geschlossene Phalanx.

Unsere deutschen Kartelle mögen wollen oder nicht, sie werden sich zu Trusts zusammenschliessen müssen, wenn sich die Trusts auch nicht Trusts nennen.

Das hat zunächst die Folge, dass die Betriebe vereinfacht, weniger rentable geschlossen, Tausende brotlos werden. Denn wo wäre die Branche heute, die die aufnähme, die in einem anderen Geschäftszweig überschüssig werden. Die völlig unbeschränkte Gewalt aber der deutschen Trustleiter über die zum Trust gehörigen Unternehmer, namentlich aber über ihre eigenen Angestellten und vor Allem ihre Arbeiter, wird absolut. Denn der Arbeiter hat nur noch e i n e n Arbeitgeber. Versagt ihm der Trust die Arbeit aus

irgend einem Grunde, den er nicht anzugeben braucht, so kann er in ganz Deutschland sein Gewerbe nicht mehr üben. Das ist ungefähr, als wenn vor Jahrhunderten die freien Bauern einer ganzen Provinz leibeigene Knechte eines einzigen riesigen Grossgrundbesitzers und der von ihm eingesetzten Vögte geworden wären. Es ist noch schlimmer geworden, denn der alte Graf oder Herr durfte seine leibeigenen Bauern wenigstens nicht verhungern lassen.

Das ist aber nur der Anfang des Elends. Eines Tages beginnt zwischen den deutschen Trusts und dem Rockefellerschen der Kampf um die Märkte. In diesem Kampfe siegt, wenn man der Entwickelung Lauf lässt, nur, sicher nur, ausschliesslich nur das grössere Kapital, und das hat Rockefeller. Öffentlich oder nicht öffentlich, die deutsche Industrie wird Rockefellers Wink gehorchen. Wer kann kontrollieren, wie viel Anteile z. B. der künftigen Allgemeinen Deutschen Stahl-Industrie-Aktien-Gesellschaft in deutschen, wie viel in fremden Händen sein werden? Oder wenn sie legaliter in deutschen Händen sein müssten, wer von diesen „Deutschen“ wirklicher, selbstständiger Besitzer und wer Strohmann ist? Einst wird kommen der Tag, da hängen hunderttausende von Deutschen, unzählige deutsche Familien in ihrem Wohl und Wehe, in ihrer gesamten Existenz von dem bon plaisir Johanns des Ersten ab — das heisst, alle grossen Erwerbsprovinzen mit allen ihren Leibeigenen gehören einem fremden Herrn, der auf den König pfeift und mit „seinen Leuten“ macht was er will, der die hier Entbehrlichen von dem Rhein vielleicht ins Polareis

nach Klondyke, oder von Schlesien unter die Tropensonne z. B. auf die kubanischen Plantagen seines Zuckertrusts verschickt.

Das heisst, den günstigsten Fall vorausgesetzt, dass er sich überhaupt um sie bekümmert. Vielleicht überlässt er die „Entbehrlichen“ — wie es unsere Staatserhaltenden von Rechts- und Geschäftswegen ja auch tun — einfach der Armenpflege und überantwortet sie dem Verkommen und Aussterben.

Warum denn nicht? Braucht das Rheinland so bevölkert zu sein, wie Sizilien, als Gross-Griechenland in Blüte stand? War Berlin vor 1000 Jahren nicht schon einmal ein Fischerdorf? Haben die amerikanischen und die paar deutschen Inhaber der Trustzertifikate irgend ein Interesse daran, Deutsche in Deutschland zu „füttern“, wenn es vorteilhafter ist, Chinesen in Afrika oder Negern in Sibirien die „Arbeit zu geben“? Fragen sie etwa, wer für die Dividende schwitzt oder wo er dafür schwitzt, wenn die Dividende nur hoch genug ist? — Na also!

Die Bevorzugten, d. h. die an den deutschen Trusts beteiligten Grosskapitalisten und die wichtigen Leiter gehen über und bleiben an der Krippe, das deutsche Volk aber in einer Erwerbsprovinz nach der andern, die Arbeiter, die Angestellten, die Beamten, die Chemiker, die Ingenieure u. s. w., die unzähligen von ihnen lebenden Geschäftsleute stehen mit Besitz und Einkommen durchaus schutzlos fremder Willkür gegenüber, leben unter der Hungerpeitsche anonymer Ausländer und deren fremden oder deutschen erbarmungslosen — notwendigerweise erbarmungslosen — Vögten.

Betrachten wir nun, ob wir durch eine Fremdherrschaft alten Stils oder durch die Vertrustung mehr in unserem Wesen, in unserer Art gefährdet sind.

Nehmen wir z. B. an, Napoleon der Erste hätte die russische Thorheit nicht gemacht, sich rechtzeitig beschieden, seinen Besitz von Memel bis nach Gibraltar, von Dünkirchen bis nach Sizilien konsolidiert und sich der Gesetzgebung und Verwaltung gewidmet, auf welchem Gebiete er bekanntlich auch ein Genie ersten Ranges war.

Wir hätten dann ein einheitliches Recht hundert Jahre früher bekommen, als wirs so bekommen haben und sicher nicht ganz so schlecht, wie wir es nun endlich bekommen haben. Die Rheinprovinz hat den Besitz ihres Code Napoléon immer mit gebührendem Eifer verteidigt.

Nach den siegreichen „Befreiungskriegen“ haben wir doch, aber nur die schlechtesten, Bruchstücke französischen Rechts rezipiert. Napoleon hat auch für uns den Staatsanwalt erfunden, eine Segnung, der man hätte entraten können und in unserem Strafrecht wimmeln heute französische Ideen, nur sind sie unorganisch eingefügt und meist noch falsch verstanden.

Der antiken Weltanschauung war allerdings ein ganz wesentliches Kriterium nationaler Freiheit, dass ein Volk nach eigenem Recht lebte, aber für die buntscheckige Affenjacke der in Deutschland geltenden „Rechte“, an der sowieso kaum etwas deutsches war, napoleonische Rechtsuniform anziehen zu müssen, das wäre kein so unermessliches Unglück gewesen.

Manche französischen Offiziere und französischen Beamten wären vielleicht in wichtigen Stellungen im Lande geblieben, aber dann doch in deutschen Diensten und nicht in grösserer Anzahl, als wir sie in Preussen z. B. unter Friedrich dem Grossen auch gehabt haben und in den rheinischen und süddeutschen Klein- und Kirchenstaaten immer haben verdauen müssen.

Gewiss, einige Zeit lang wären spezifisch deutsche Eigenschaften wohl etwas aus der Mode gekommen, französische Äusserlichkeiten vielleicht förderlicher gewesen als deutscher innerer Wert, Eleganz hätte höher im Kurse gestanden als Charakter. Die Höfe und der Hofadel, die höheren Beamtenschichten hätten sogar wohl erhebliche Einbusse an ihrem Deutschtum erlitten, unter diese Oberfläche aber, bis in die Kernschichten des Bauernstandes, des Bürgertums und des Landadels, hätte der Schade sich kaum einfressen können.

Solche Wirkungen werden aber von Jahr zu Jahr schwächer: die Beziehungen der ungeheuer vielen unberührten Volksgenossen untereinander sind viel zu stark im Vergleich zu den wenigen Eigennutz-Fäden, die von der geringen Anzahl der Fremden zu den an Anzahl fast ebenso geringen Bevorzugten des unterworfenen Volkes führen. Sehr vielmehr Mischehen als sonst kommen kaum vor, ein paar hundert schaden nicht: in den Oberschichten werden deren immer geschlossen und in den unteren wird das bischen fremde Blut rasch assimiliert.

Die grosse Masse stösst mit der fremden Lebensauffassung einige male im Jahre, mit der alten

vertrauten jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick zusammen. Für die Vielen sind die Vorteile zu klein, die es bringt, wenn sie fremde Art annehmen, sie sind völlig ungenügend, die grossen Nachteile aufzuwiegen, die dem Überläufer, dem Verräter, dem Nachäffer fremder Sitte aus der Feindschaft, aus dem Groll, selbst aus der blossen instinktiven Abneigung seiner Volksgenossen erwachsen. Niemand kann ohne die Freundschaft seiner Stammesgenossen durchs Leben kommen, das Gefühl der Abhängigkeit von den Fremden verschwindet dagegen nach und nach. Die Fremden selbst verlieren das Gefühl ihrer Überlegenheit, da sich die Grenzen ihres Einflusses in der Friedenszeit immer enger und enger ziehen. Kurz nach beendetem Krieg war das Verhältnis wie das von Herren zu Sklaven, nach Monaten sieht es schon ganz anders aus, nach Jahr und Tag ist davon kaum noch die Rede und nach einem Menschenalter ist jede Spur verschwunden.

Ohne die Befreiungskriege, in politischer Abhängigkeit von Napoleon und den Napoleoniden verharrend, wären wir zwar ganz zweifellos nicht zu der politischen Weltmachtstellung, zu dem grossen Ansehen gelangt, das wir auf der ganzen Erde einige Jahrzehnte genossen haben, würden aber in unserer Art fast unverändert geblieben sein: Bauern- und Bürgerstand, die Kreise der Gebildeten und Gelehrten, unser Landadel, wäre im wesentlichen ebenso gut deutsch geblieben mit oder ohne Napoleonische Oberherrschaft.

Ich möchte nicht missverstanden werden, ich bin leider ein viel besserer Patriot, als mir gesund ist,

und ich halte eine solche andauernde Fremdherrschaft für ein furchtbares Unglück.

Die kurze Franzosenherrschaft war ja auch unsern Vorvätern — die sich noch nicht mit der geschäftlich rentablen Vaterlandsliebe begnügten — völlig unerträglich.

Ich sage nur, die deutsche Art war von diesen Dingen niemals so ernstlich bedroht, als heute.

Die Napoleonische Schmach war Kinderstubenschimpf gegen die Greuel, die uns die Weltvertrustung bringen wird.

Unglückliche Kriege, Niederlagen und selbst Unterjochung zerstören das innere Wesen eines widerstandsfähigen Volkes nicht völlig, vernichten nicht die Eigenschaften, die sein Rasseneigentum ausmachen. Wir haben unter Napoleon sogar unsere grösste Litteraturblüte gehabt und ein grosses Volk, das noch eine grosse, lebendige Litteratur hat, erhält sein Wesen und geht deshalb auch nicht unter: nach Perioden, die Ingenien ersten Ranges wie Goethe hervorbringen, kommen immer solche, in denen Ingenien zweiten Ranges, nicht ganz so edeln, aber gebrauchsfähigeren Metalles, ein Genie der That wie Bismarck, und viele ähnliche kleinere, ihm zur Waffe werden.

Wenn wir damit vergleichen, was in den letzten fünfundzwanzig Jahren die von Amerika ausgegangene Bewegung, die Übertragung des Strebens, sämtliche Mitbewerber zu vernichten, und der dazu gehörigen Kampfmittel auf alle Gebiete menschlicher Bethätigung, angerichtet hat, so können wir nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, dass das „deutsche

Wesen", von dem wir uns immer eingebildet hatten, dass an ihm dereinst noch „die Welt genesen" sollte, bereits in der furchtbarsten Weise verheert und in seinem Restbestande mit völligem Untergange bedroht ist.

Nicht nur auf dem Gebiete der Industrie schliessen sich die Gruppen zusammen, um alle anderen umzubringen, nein, bis in die Tagespresse, bis in die Publizistik, bis in die Wissenschaft, ins Theater, in die Kunst, ja bis in die Literatur hinein, herrschen die Monopolisten.

Jeder wissenschaftliche, jeder künstlerische, jeder litterarische Wettstreit hört auf. Auch auf diesem Gebiete wird nur noch mit materiellen, mit geschäftlichen, mit geldlichen Machtmitteln gekämpft.

Wer nur einigermassen in das Getriebe gesehen hat, weiss, dass es niemals, einfach niemals, selbst zu den Zeiten der Inquisition, unter der unbedingten Herrschaft der katholischeu Kirche, unter Napoleonischem Säbelregiment, unter dem krassesten Absolutismus, eine solche Knechtung des Geisteslebens gegeben hat, wie heutigen Tages. Und nicht unter irgend ein grosses, festes, wenn auch falsches Prinzip, sondern unter die erbärmlichsten Geschäftsrücksichten wird es gebeugt, unbedingt gebeugt. Was sind Torquemada, Peter Arbues, Ketzerrichter aller Art, Metternich und alle Schurken der Welt gegen die Angst vor der Konkurrenz und die Macht der alleinselig-machenden Rentabilität!

Die Knechtung geistiger Kräfte, die alles zerfressende Verlogenheit ist heute schon grenzenlos.

Es giebt reiche Zeitungsbesitzer, die infolge ihres vielen Geldes durchaus konservativ gesinnt sind; das hindert sie nicht daran, ihre alten und angesehenen Zeitungen genau in derselben links-liberalen Richtung weiter führen zu lassen. Es rentiert so!

Umgekehrt: königstreue Blätter, Stützen monarchischer und konservativer Gesinnung sind in den Händen von Leuten, die hinter verschlossenen Thüren lachend sich Äusserungen leisten, über das, was sie in ihrer Zeitung verteidigen und preisen, die Randlossen und Witze verzapfen, die einen unvorsichtigen Sozialdemokraten für Jahre hinter Schloss und Riegel brächten, die besten Freunde der Herausgeber nehmen aber keinen Anstoss daran. Geschäft ist Geschäft!

Nirgends mehr ist das grössere oder geringere Talent kampfentscheidend, sondern die grössere oder geringere Rentabilität des Talents.

Ein rücksichtsloser Interessenkampf in allen Berufen, stampft alles Berufsinteresse in den Kot.

Es war deutsches Wesen, eine Sache der Sache wegen zu thun. Man ergriff einen Beruf, weil man in seiner Ausübung sich glücklich fühlte, weil er Lebensinhalt wurde, weil man in ihm das Höchste leisten, der Gesamtheit am meisten nützen zu können glaubte. Alles auf dieser Welt hat natürlich eine materielle Seite, das aber war früher nicht die hauptsächlichste und vor allen Dingen nicht die einzige. Man konnte auch früher nicht von der Luft leben und hatte Rücksicht zu nehmen auf Nahrung und Notdurft. Man brauchte aber nicht sein Handwerk

um eines recht elenden Lebens willen zu schänden, man musste wohl seine Arbeit, aber nicht seine Seele verkaufen.

Vor zehn Jahren noch gab es in Deutschland z. B. hunderte von Blättern, Wochenschriften, Monatsschrifen, die dem Autor als Käufer gegenüber standen, der eine Novelle, einen Roman geschrieben hatte und sich nun überlegte, wie er ihn an das Publikum bringen könnte. Es war auch noch Konkurrenz damals in Bezug auf Honorare. Die Leute bezahlten für eine bessere, das heisst für eine litterarisch höher stehende Arbeit ein höheres Honorar, sie hatten noch ein litterarisches Gewissen. Sie wollten zwar Geld verdienen, aber doch auf anständige Weise. Heute herrscht die Geschäftsmanipulation, die Kunst, Annoncen zu acquirieren, die Spekulation auf die niedrigsten Instinkte des schlechtesten Publikums und „die kollegiale Absprache", aller Trusts Anfang. Die Herren Verleger drücken auf die Honorare, freundschaftlich zusammenhaltend: keiner bittet einen Schriftsteller mehr um Beiträge, man wartet, bis er von allein kommt, dann ist er billiger. Man kauft die Beiträge nicht nach Wert, sondern nach der Elle, d. h. nach der Zeile, was dasselbe ist, und treibt einander die Preise grundsätzlich nicht. Bücher werden nicht besprochen, wenn sie gut sind, sondern wenn sie inseriert werden. Keine Zeitung sagt mehr, wir sind dem Publikum schuldig, es darüber unterrichtet zu halten, was in der Litteratur vorgeht, sondern jede sagt, wir werden doch dem Kerl nicht umsonst Reclame machen. „Hervorragende Blätter",

die in „vornehmem Verlag“ erscheinen, empfinden das Unerhörte bereits als das Selbstverständige: sie fordern ganz einfach für die Bücherbesprechung Insertionsgebühr von einer Mark für die Zeile.

Die Wertung bei den Zeitgenossen, ja die Wertung unter Kollegen hängt nur noch davon ab, ob der Roman geht, ob das Stück was bringt. Nicht wer die Litteratur, sondern wer sich bereichert, ist der grosse Dichter der Deutschen. Das Publikum ist längst schon völlig eines anderen Urteils entwöhnt: wer kein Geld macht, muss doch wohl nichts können.

Auch hier, sogar auf dem Gebiet der Litteratur, das ich als Hauptbeispiel wähle, weil ich es genau kenne und weil hier das Nervenzentrum eines jeden Volkes, Keim und Kern seiner geistigen Art und seines Wesens grösste Kraft liegt, ist der Amerikanismus, der Trustgedanke, des Übels Wurzel und wird die Verrockefellerung der Entwickelung Ende sein.

Wir haben es ja mit angesehen. Die Theaterfusionen. Die „erfolgreichen“ Direktoren mit zwei, drei Bühnen, und einem halben Dutzend Bankdirektoren, als eigentliche Unternehmer, im Hintergrunde. Die „litterarischen“ Riesenunternehmungen. Die Verlagsanstalten mit jährlich 3000 bis 5000 Bänden neuer Publikation, mit eigenen Papierfabriken mit zehn bis fünfzehn Millionen Betriebskapital. Die illustrierten Wochenschriften mit fünfhunderttausend Abonnenten. Die „Weltblätter“ ohne Partei und Charakter.

Vor dem dummen Pöbel, namentlich dem Pöbel des grossen Portemonnaie, die freche Lüge mit aller-

lei Kunst- oder doch „Richtungs“-Idealen, mit Patriotismus, Sittlichkeit, Königtum oder mit Fortschritt und Freiheit. Und hinter Allem doch nur ein einziger Zweck: die Bilanz und zwar notwendigerweise die Bilanz.

Denn überall droht dem Grossen ein Grösserer, enger schliessen sich die Gruppen: Geld verdienen, sofort Geld verdienen, genug Geld verdienen, sonst liegst du am Boden! Immer weniger bleiben übrig, ganz leicht ist „das geistige Leben“ schon kontrollierbar.

Ein Buch wie dieses zu schreiben grenzt heute schon an Selbstmord; ich bin neugierig, welche Zeitungen es werden besprechen dürfen.

Morgen oder übermorgen wird Rockefeller die Kontrolle durch Morgan oder einen Anderen „in die Hand nehmen“ und diktieren, was das Volk der Denker und Dichter denken und dichten soll.

Denn er wird durch seine Leute bestimmen, was in den „grossen“ und also allen anderen Zeitungen stehen soll, welche Bücher darin besprochen, d. h. welche Autoren noch Verleger finden und wirken werden, was auf der Bühne gezeigt werden darf und was nicht.

Man regt sich auf über Theaterzensur und Pressprozesse. Totschweigen und Verhungernlassen in den verbindlichen Formen tadellosen geschäftlichen Verkehrs wirken besser als Kerker und Scheiterhaufen: keine Strömung, keine Welle wird mehr die Psyche des Volkes nur berühren, der nicht die nötigen geistigen Chemikalien zugesetzt sind, und aus allen Wurzeln wird deutscher Art die Zerstörung bis ins Mark steigen — —

Die Entwickelung, die nicht etwa erst von fern heranzieht, sondern in der wir schon mitten darin stehen, bedroht uns aber auch mit dem Verfall und schliesslich mit dem Totalverlust unserer Kultur.

Es wird uns übler mitgespielt werden, als je einem Volke, das seine Freiheit, seine nationale Existenz verloren hatte.

Die Römer standen im zweiten punischen Kriege, den sie den Hannibalischen nennen, dicht am Rande des Abgrundes; wäre Hannibal nicht von den eifersüchtigen Krämerseelen seiner Vaterstadt im Stich gelassen worden, hätten die Träger der griechischen Kultur: der syrische Grosskönig, der makedonische zweite Philipp, die Bundesgenossenschaften der griechischen Kantone, den genialen staatsmännischen Rat Hannibals befolgt und damals in die italienischen Ereignisse eingegriffen, Rom wäre vernichtet gewesen. Der Zusammenstoss zwischen der römischen und hellenischen Welt musste kommen und kam, sobald als Karthago niedergeworfen und die Herrschaft über das westliche Mittelmeer in Roms Händen war: einzeln wurden nun die Staaten geschlagen, die gemeinsam Rom hätten bezwingen können. Hannibal hatte sich vergiftet, Antiochus war besiegt, Philippos von Makedonien war unterlegen.

Die Römer hatten Glück gehabt: Philippos hatte sie unterschätzt. Begreiflicherweise: er stand an der Spitze des erfolgreichsten Militärstaates und vertrat die ruhmreichste Tradition, die je die Erde gesehen hat. Griechische Kriegskunst, griechische Litteratur beherrschten die Welt. Der elegante Philippos, tapfer

kriegserfahren, hochgebildet, kunstbegeistert und dichteriseh begabt, hatte, als er den Kampf zu spät begann, noch nicht alles, was in ihm war, aufgeboten und dadurch den Krieg verloren.

Dann erst besann er sich auf sich. Sein Beispiel ist lehrreich.

Hätte er sich einige Jahre früher mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt, hätte er es wenigstens gethan, als er den Kampf aufnahm, Rom hätte das stolze Erbe Alexanders des Grossen nicht vernichtet.

Die Rockefeller und die Römer haben immer Glück: sie sind auf ihrem Wege nicht behindert durch den Ballast irgend eines höheren Zweckes. Kretins der Wissenschaft und Barbaren der Kunst gegenüber, werden sie nur von dem einen Gedanken getrieben, ihren Besitz zu mehren.

Endgiltig gebrochen war das Hellenentum noch nicht nach dem ersten makedonischen Kriege. Rührig und ohne Unterlass sammelte Philippos Vorräte, Waffen, Geld. Vorbereitet wollte er sein, wenn wieder einmal im Durcheinander der politischen Interessen ein Moment gekommen wäre, der Aussicht böte, Rache zu nehmen an Rom.

„Noch ist die letzte Sonne nicht untergegangen,“ das Wort des Thukydides, schrieb er dem achäischen Bund, der frech geworden war nach seiner Niederlage.

Hätte er seinen Tag erlebt, vielleicht hätte er die Welt noch anders gewandt.

Rom hatte Glück, er starb.

Die Erziehung seines legitimen Sohnes und Erben hatten sich die Römer ausbedungen. Man hatte einen jungen römischen Aristokraten und Gardeoffizier und einen Bewunderer römischer Grösse aus ihm gemacht. Der Erfolg ist die grösste Suggestivkraft, die es giebt. Das Parterre deutscher Könige hat es an Napoleon gemerkt, und die Nachfahren der alten Hansen, der Fugger, der Welser und die Parvenudynasten der Industrie werden es an Rockefeller merken.

Man erinnert sich des fanatischen Hasses, den das preussische Junkertum, der preussische Militäradel gegen den grossen Korsen hegte; im Wesen ganz ähnlich geartet, sammelten sich die makedonischen Edlen um Philipps anderen Sohn Perseus und der entartete Demetrios fiel von patriotischer Hand. Perseus aber der Römerhasser trat das Erbe Alexanders des Grossen an.

Wie sein Vater sammelte er eifrig und verbissen Vorräte auf Vorräte und häufte Schätze auf Schätze. Als es dann wieder zum Zusammenstoss kam, hielt er die Schätze leider gar zu sehr für die Hauptsache. Roms Konsul war einer von denen, die man gute römische Art nennt: aus einer Familie, die durch Jahrhunderte harter, blutiger Zucht zur Furchtlosigkeit erzogen war, durch Gladiatorenspiele und Kriege abgestumpft gegen Blut und Wunden, einer jener granitenen Männer, wie sie Roms wetterharte und sieggewohnte Legionen führten, dieser Konsul Roms hat bekannt, gezittert zu haben, als die Phalanx der makedonischen Garde: dreitausend Söhne des

stolzesten Kriegeradels der Welt, in rasselndem Waffenlauf heranstürmte auf die römischen Schlachtreihen, sie durchbrach, zersplitterte und vor sich hertrieb. Schon war der Sieg in des Königs Hand: warf er in diesem Augenblick seine Reiterei auf die verwirrten, in Unordnung geratenen, schon fliehenden römischen Haufen, zog er seine frischen Reserven heran, so war der Tag sein.

Er that es nicht; die Reserven und die Reiter bewachten ja die Schätze. Allerdings hielt er die Schlacht schon für gewonnen durch den glorreichen Siegeslauf seiner Phalangiten, sah er doch den Feind in voller Flucht.

Die Zähigkeit der römischen Veteranen besann sich aber auf sich selbst: hinter der siegreichen Phalanx schlossen sich die römischen Manipel und Kohorten wieder zusammen und fielen ihr in den Rücken. Von hinten angegriffen, war sie so gut wie wehrlos, der Fehler ihres Königs machte ihre Tapferkeit unnütz.

Die dreitausend Edlen aber hoben ihre Sarissen nicht, um Gnade flehend, die Sarissen, vor denen die Welt gebebt hatte: kein Einziger ergab sich, kein Einziger wurde kriegsgefangen, Mann für Mann liessen sie sich niederhauen und mit ihnen sank die hellenische Freiheit.

Was noch kam, war nicht der Rede wert. Mit Entsetzen hatte Perseus erkannt, was er versäumt hatte, aber zu spät. Und wie er das Unglück sah, befahl er den Rückzug in die Berge, voller Angst um seinen Kriegsschatz. Nach kurzer Jagd verlor er seine Schätze, sein Reich und sein Leben.

Rom hatte die Herrschaft auch über die griechische Welt.

Und nun begann der Raub. Was an Kunstwerken aufzutreiben war, wurde nach Rom geschleppt. Die griechischen Städte und Kantone verarmten und verödeten, was schön war, Vasen, Gemälde, Bronzen, Statuen aus Erz und Marmor, schmückte das goldene Rom und die Villen seiner senatorischen Familien. Das litterarischste und künstlerischste Volk verlor, was es in den Jahrhunderten seiner Blüte geschaffen hatte.

Der Römer aber fühlte sich als Erbe der griechischen Kultur, mit Ehrfurcht und scheuer Bewunderung stand er ihr gegenüber, beugte sich vor ihr und zu ihren Füssen begann er zu lernen.

Was wir an lateinischer Kultur, an lateinischer Kunst und Litteratur kennen ist aus griechischer Wurzel gewachsen.

Rom unterwarf Griechenland, das Griechentum aber unterwarf den Römergeist.

Und wir? Schon heute vergiftet amerikanischer Geist die Wurzeln unserer Art im Leben, in der Kunst und in der Litteratur. Wir werden umgestaltet und gewandelt. Uns „erzieht“ der Yankee; er wird uns zurechtknuffen — box into shape, sagt er — damit wir in der neuen Welt einigermassen zu brauchen seien.

Und was wir an Kunstschätzen, an wirklichen Kunstschätzen, besitzen, beginnt schon leise zu verschwinden und sammelt sich drüben, Bilder, Bronzen, alte Schmiedereien, Spitzen, Gobelins, Schmuck, seltene Bücher und Handschriften.

Der Raub hat andere Form als da man Griechenland plünderte: Rockefellers Mann Morgan bezahlt alles, gleichviel wie hoch, bezahlt er doch mit dem Gelde, was Rockefeller an seinen deutschen Kunden ehrlich verdient hat und wird er doch auch das Geld, was er heute bezahlt, morgen oder übermorgen ehrlich wieder zurückverdient haben.

Fünfundzwanzig Jahre so weiter und wir werden Reste deutscher Kunst in Deutschland so vergeblich suchen, wie der trauernde Hellene unter den Trümmern Korinths die Spuren der griechischen. Trust ist Trust und Rockefeller ist sein Prophet — eine deutsche Kultur aber war einmal.

IX. Kapitel.

Rettung?

Man glaube nicht, dass die Gefahr in allzu grellen Farben gemalt sei. Im Gegenteil: soweit er nicht den Staat als seinen Condottiere, Büttel, Henker benutzt oder soweit er nicht Verbrecher dingt und selbst verbrecherisch, durch alles das aber zugleich maskiert wird, arbeitet der Feind nur mit ganz unblutigen Mitteln und thut nur, was wir bisher als völlig erlaubt betrachtet haben, daher ist es ganz ausserordentlich schwer, in seiner ganzen Furchtbarkeit selbst klar zu sehen und anderen überzeugend zu zeigen, was uns bevorsteht, wozu diese neue Herrschaftsform sich notwendigerweise entwickeln muss.

Heute schon regieren, vielleicht ohne dass sie es wissen, die Könige nicht mehr von Gottes Gnaden, sondern nur noch von Kapitals Gnaden. Bald aber wird sich der ganze Inhalt des Staates verflüchtigen und nichts bleiben als die brutale Executive im Dienst der eigentlichen, der Geldherrscher in- oder ausländischen Wohnsitzes, wenn nicht noch in elfter Stunde der Staat sich rettet.

Seine strategische Position ist dabei sehr ungünstig.

Verhängnisvoll ist zunächst die Thorheit der Verteidiger gegenüber der Gerissenheit der Angreifer: man kämpft schlecht gegen einen Feind, den man unterschätzt und in seinem inneren Wesen verkennt. Man lässt sich verleiten, die zu bekämpfen, die seine Feinde sind und also die einzigen Bundesgenossen gegen ihn wären. Man verteidigt Äusserlichkeiten und giebt alles Wesentliche preis.

Ich möchte, was ich meine, in einem Gleichnis ausdrücken. — Als Gajus der Julier das legitime republikanische Regiment Roms vernichtete, ist schon einmal in der Geschichte etwas ganz ähnliches vor sich gegangen.

In dreiviertel Jahrtausenden hatte sich Rom unter republikanischer Verfassung zur Herrin der damaligen Welt gemacht. Der römische Senat war, wie es die Gesandten des Orients oder von Afrikas Nordstrand ausdrückten, eine Versammlung von Königen. Senatus populusque romanus: der Senat und das Volk Roms, niemals ein Einzelner stand den Bundesgenossen, den Freunden, den Feinden gegenüber. Roms Krieger waren unter den Adlern zwar die Kommilitonen, die Kameraden des Heerführers, dieser Heerführer aber hatte Auftrag und Gewalt — imperium — nur von Senat und Volk und die Kommilitonen blieben immer Quiriten. Vollbürger, bei deren Gesamtheit die „Souveränität“ war, von deren Wahlstimmen jedes Amt, jede Gewalt, auch das imperium des Heerführers, abhing. So war es, bis die Cinna, die

Catilina, die Marius, die Caesar die altgeheiligte Ordnung anzutasten, am Regiment zu rütteln, den Umsturz, die Monarchie vorzubereiten begannen. Schon die Marianischen Exerzierinstruktionen, die von ihm eingeführten rein militärischen — von den bürgerlichen Unterschieden, die bisher den Anhalt gegeben hatten, ganz absehenden — Unterscheidungen und Gliederungen hatten den Übergang vorbereitet. Er ging rasch vor sich. Man kennt Caesars berühmte Rede, als er während seines Kampfes gegen Pompejus seine meuternden Legionen in Unteritalien zur Unterwerfung und zum getreuesten weiteren Ausharren bei ihm hauptsächlich dadurch zurückführte, dass er sie Quiriten, Bürger, anredete — ihnen den Titel „Kameraden“ vorenthielt. Damals wurde das römische Volksheer eine der Person des Führers, des Kriegsherrn, verpflichtete Armee: die erste Stütze der demagogischen Monarchie war geschaffen, eine Hauptsäule der legitimen Republik gefallen. Und wie das Heer, so änderten sich nach und nach die anderen alten Institutionen ihrem Wesen nach, aber bis zuletzt, auch nach seinem vollständigen Siege, wurde Caesar nicht König, auch als er eine thatsächliche Gewalt besass und ausübte, wie sie niemals ein alter rex besessen und ausgeübt hatte. Der Verdacht, dass er sich König n e n n e n wollte, kostete ihn das Leben. — Als der Kampf zwischen seinen Nachfolgern, zwischen dem glänzenden Kavalleriegeneral Antonius und dem politischen Schauspieler Oktavian zu Gunsten dieses schlauen Fuchses entschieden war, ging die Aushöhlung der legitimen

Gewalten zwar rascher und rascher vor sich, aber an den alten Formen wurde nichts geändert. Oktavian nahm lediglich den Beinamen seines grossen Verwandten an, nannte sich Caesar wie dieser, und wurde noch mit dem ehrenden Beiwort Augustus geschmückt. Nach wie vor tagte der Senat und theoretisch regierte noch immer senatus populusque romanus. S. P. Q. R. beschloss zwar nur noch, was befohlen war, und wenn Tiberius an die „zusammengeschriebenen" Väter seine Briefe von Capri sandte und ihnen seine Vorschläge zur wohlwollenden Beratung empfahl, so muss das doch auch für den Dümmsten eine groteske Farce gewesen sein, eine wahrhaft grauenvolle Posse, noch immer aber war auch Tiberius nur ein Caesar und Augustus; die absoluteste, die schamloseste, frechste Despotie war da, noch immer aber bestanden die republikanischen Ämter und es dauerte doch noch geraume Zeit, ehe Caligula sein Reitpferd zum römischen Konsul ernennen lassen konnte!

Heute ist der moderne, namentlich der germanisch-monarchische Staat angegriffen. Wie damals erhebt sich etwas noch nicht Dagewesenes, und auch die neue Macht, die internationale Kleptokratie, die Trust-Kapitalisten Rockefellerscher Erfindung lassen die äussere Form der alten auf Territorium, auf Vaterland und Volkheit, gegründeten Gewalten scheinbar bestehen, deren Vernichtung doch ihr Ziel, mehr als Ziel — deren Vernichtung die unabwendbare, die notwendige Folge ihres Erfolges ist.

Die Form ist leck, von allen Seiten ist sie angebohrt, aus tausend und abertausend feinen Bohrlöchern

fliesst der Machtinhalt ab aus dem uralt geheiligten Gefäss, binnen kurzem wird es ganz leer gelaufen sein, zusammenbrechen und zerfallen.

Unsere Monarchie, entstanden aus dem altgermanischen Wahl- und Waffenkönigtum unter den Überlieferungen des Cäsarismus, wie sie „das heilige römische Reich deutscher Nation“ bewahrt — und auch umgestaltet — hatte, ruhte ursprünglich auf dem feudalen Gedanken, auf der Gliederung der Volksgenossen nach Ständen, der Abhängigkeit des einen Standes von den andern und der herrschenden vom König, der die Solitarität, die Zusammengehörigkeit aller verkörperte. Es mag seltsam klingen, aber der ideale Gehalt des Feudalismus ist eminent sozialistisch: der Gesamtbesitz des Volkes, damals „Land“, gehört der Gesamtheit, die Gesamtheit wird vertreten durch den König, das Land gehört also dem König: niemand ausser ihm hat daran Eigentum, er überträgt es seinen Grossen nicht zum echten Eigentum, sondern er leiht es ihnen zu geziemendem Gebrauch für sich, ihre Familie und Alle, die unter ihrer Leitung mit ihnen solidarisch sind, giebt es ihnen zum Lehen. Der Besitz ist nicht nur ein Recht, sondern fast mehr noch Amt und Pflicht. Die Erblichkeit ändert daran nichts: im Dorfe der Freibauern ist das Amt des Richters erblich, Beruf und Amt der Schmiede, der Köhler und Förster ist erblich, jeder Hof erbt vom Vater auf den ältesten Sohn, und so vererbt sich auch das Lehen. Selbst in der Entartung noch, als aus den freien Bauern mit der Hilfe des eindringenden römischen Rechts Hörige gemacht worden waren,

lagen dem Lehnsherrn, dem Grossgrundbesitzer, seinen an die Scholle gebundenen Leibeigenen gegenüber wichtige soziale Pflichten ob; ihr Recht auf Existenz, um einen ganz modernen Ausdruck zu gebrauchen, war völlig anerkannt und nicht nur theoretisch: es war ein Schuldner da zu diesem „Recht“, der „Herr“ eben. Dass seine Bauern leben konnten, dafür musste jeder Grundherr sorgen. Verhungern konnte keiner, der Lehnspflicht hielt. Das goldene Zeitalter gegen jetzt: die Stände, die Erwerbsgruppen halten ihre Angehörigen in der Hauptsache selbst in Ordnung, eine Verteilung der Güter unter die Einzelnen, die die Leistungen gar nicht so unrichtig schätzte, die Interessen zusammengefasst und in ihrem Gemeinsamen und in ihrem Widerstreit noch übersehbar von dem König geschützt, beaufsichtigt, „regiert“: keine eigentliche Not als durch Krieg, Pest, Feuer, Wasser und andere vis major, mehr wirtschaftliche Ethik, mehr „Sozialismus“ und — beiläufig erwähnt — auch viel mehr Kunst und Kultur als heute.

Da begannen sich die Städte zu bilden, hier gestaltete sich der Besitz am Land, an dem von der Mauer umschlossenen Grund und Boden, der unter dem Druck der zunehmenden Bevölkerung immer begehrter, unentbehrlicher wurde, zuerst zu echtem, namentlich von der Pflicht, die auf dem Grund und Boden Lebenden aus ihm zu erhalten, freiem Eigentum und nun missbrauchte man ihn sofort dazu, „Gerechtigkeiten“ zu schaffen, laufende Abgaben von allem Erwerb, Renten zu erpressen. Von hier aus wurde

dann der Feudaladel — der für die höchsten Gedanken seiner Zeit: für Vaterland, König und Glauben auf allen Schlachtfeldern blutete und sich dadurch auch wirtschaftlich schwächte — ausgewuchert, zur Erfüllung seiner sozialen Pflichten immer unfähiger gemacht, auf bauern-, auf volksfeindliche Abwege gedrängt, und dadurch das nach der Stadt strömende Proletariat erzeugt. Durch diese sich in den Städten stauenden Land- und Besitzlosen wird aber auch die „Arbeit“ zur Ware, die nun aus dem „Geld“ das „Kapital“: „Das Geld, das heckt“, erstehen lässt, weiter gefasst: den „Besitz an Arbeitsmitteln“, der durch die unter Wert entlohnte Arbeit anderer immer neues Geld und neues Kapital erzeugt. Andere für sich arbeiten zu lassen, das Unsittlichste, das zu denken ist, andere, möglichst viele, möglichst hart, nicht zu gemeinsamem Zweck, sondern für sich, den Einzelnen allein, arbeiten zu lassen, das wird der Haupttragbalken der Gesellschaftsordnung.

Das vom Blut der Arbeit voller und voller gesogene, reicher und reicher gewordene „Bürgertum“ stösst sich den Schädel an den alten Schranken immer aufs neue und schreit nach „Freiheit“. Seine Sklaven, die Narren, lassen sich auf die Barrikaden schicken. Den Herrschern wird zum ersten Mal von den Kapitalisten Angst gemacht vor denen da unten. Die Konzessionen und Konstitutionen kommen, die Macht der Könige und ihrer Diener über die „Bürger“ wird immer geringer, die Macht der „Bürger“ über ihre Arbeiter, über die Köpfe der Erfinder, der Denker und der Dichter immer un-

bedingter, Kunst und Wissenschaft werden Mägde des Kapitals und ausschliesslich nach der Rente bewertet, die sie ihm bringen. Gemeinsame Not, gemeinsames Streben bewegt, verbindet in langen Jahrzehnten kaum einmal die Herzen, alles wird atomisiert, jeder steht für sich und gegen alle, und von oben ist der Widerstreit der hunderttausendfach sich kreuzenden Interessen nicht mehr zu übersehen, viel weniger zu regieren. Die Monarchie ist Name, ist Schall und Rauch. Die Unfähigkeit und Blindheit der Berufenen thuen das ihre: gegen ihre natürlichen Bundesgenossen lassen sie sich hetzen und unterdessen rücken die modernen Sklavenbesitzer, die Arbeit-„Geber", die Industrieherren, die Unternehmer zusammen zu Grüppchen, zu Gruppen, zu stahlgepanzerten Phalangen — Johannes der Erste kommt, der erste „Rockefeller der Erde", Trust ist erstanden.

Der König kann noch reden, aber keinen mehr zwingen, Johannes kanns, auch noch sein siebenundzwanzigtausendster Knecht kanns und — thuts; sie zwingen, wie die Elemente zwingen, wie die Natur zwingt: zwingen durch Hunger den Menschen „born into a world, already possessed", du dienst uns nicht, sagen sie ihm, du dienst uns nicht so, wie wir befehlen, also ist nicht Raum für dich in der Welt, scher' dich hinaus — und in der That auch sie „execute their own orders".

Monarchie und Staat nicht einmal mehr Schall und Rauch, bald: Schimpf und Spott. Le roi est mort — es lebe der internationale Absolutismus des Mammons.

Wir leben rasch. Es wird nicht lange mehr dauern, bis ein Rockefeller zwar kein Pferd, aber den Esel, der ihm beliebt, an die Spitze europäischer Reiche wählen lässt.

Und das Heil wäre so leicht gewesen. Jetzt ists schon schwer: die Abneigung der Regierten gegen den Staat wächst, der sich hat missbrauchen lassen, seinem ärgsten Feind, dem Trustkapitalismus, Schergen- und Handlangerdienste zu leisten. Die Thatsache, dass der Anarchismus schon eine Wissenschaft geworden ist, eine Lehre, die nicht nur begeisterte Jünger, sondern leider auch fanatische Parteigänger hat, zeigt das mit erschreckender Deutlichkeit.

Wohl verstanden: an sich rege ich mich an dem anarchistischen Gedanken nicht auf. Nicht die Anarchisten, sondern die, die Anarchisten — wirkliche und gemalte Anarchisten — erzeugen, das sind die gefährlichen.

Als Mac Kinleys Mörder mit dem unwahrscheinlichen Namen hingerichtet werden sollte, war das Manöver und der Zweck des Manövers ungewöhnlich deutlich erkennbar.

Dass der Fall überall, wo Menschen wohnen, aufgeregte Empörung weckte, war natürlich und in der Ordnung. Wir alle hatten geglaubt, der Wahnsinn des „Tyrannenmordes“ sei überwunden und müssen nun seit einer Reihe von Jahren schaudernd erleben, dass diese Bestie immer noch nicht tot ist, das ist der Grund zu tiefer Trauer und dringende Veranlassung, mit heissem Bemühen danach zu forschen, wer sie wieder geweckt hat.

Was wir jetzt erleben, kann einen ja wirklich fast an der Menschheit verzweifeln lassen.

Tiefere Zweifel aber noch am Menschengeist und an der Menschenwürde, als diese scheusäligen und blödsinnigen Verbrechen selbst, wecken dem Denkenden die Nebenerscheinungen, die sie jetzt begleiten. Hat man je zuvor solche Massenhysterie erlebt? Solche Gespensterfurcht? Die delirierende gelbe Presse aller Länder hatte es doch wirklich fertig gebracht mit ihrem allmorgendlich neu heranflutenden uferlosen Strom wildgewordener Druckerschwärze etwa tausend Millionen zivilisierter Menschen in einen Zustand von Nervosität zu hetzen, der in geradezu pathologischer Weise die Denkfähigkeit lähmte und eine völlige Zerrüttung aller Grundsätze, der Überzeugungen und der Logik zur Folge hatte. Wohin sollen wir kommen, wenn diese Ausbrüche krankhafter Massenneurose sich wiederholen und häufen?

In der Politik, in der Welt der öffentlichen, der gemeinsamen, der Volks-, der Staatsgeschäfte stehen sich seit den Urzeiten, weil denknotwendigerweise, zwei grosse Hauptmeinungen gegenüber: die eine will, dass möglichst viel „regiert“, dass alles von oben geordnet werde, sie erkennt schliesslich den Zweck des Menschen nur noch in seiner Eigenschaft als Staatsbürger, die Allmacht des Staates ist ihr das erstrebenswerte Ziel. Dieser Meinung sind alle „Konservativen“, alle Staatserhaltenden, namentlich die Sozialdemokraten. Die grossen Lehrer der modernen sozialdemokratischen Theorie kamen alle von Hegel her, und wie Hegel der regierungsseitig hochgepriesene, warm

empfohlene und eifrig propagierte Philosoph, der Philosoph der Herren da oben war, solange sein System als die bisher wissenschaftlich stärkste Stütze des Staatsgedankens galt, wie er aber schleunigst in die Versenkung verschwand, als man an Marx u. s. w. lernen musste, dass alles, was Hegel vom alten Staat sagte, auch auf jeden andern und selbst auf den Zukunftsstaat passte, darüber hat ja der verbissene Frankfurter die ergötzlichsten Randglossen gemacht. Feudalismus, Absolutismus, starker Royalismus und Sozialismus wachsen aus ganz derselben Wurzel, ihre Anhänger unterscheiden sich nur darin, wessen Händen sie die Allmacht des Staates anvertrauen wollen.

Die andere Meinung geht dahin, dass die Völker glücklicher, zur Erreichung hoher Kulturziele geschickter, in der Entwickelung aller ihrer Kräfte in Angriff und Abwehr stärker werden, je weniger von oben regiert wird, je mehr man der Selbstbestimmung und dem eigenen Antriebe der Einzelnen und der Gruppen Raum lässt, je mehr man den „Racker von Staat“ in seiner Macht auf das Nötige beschränkt; das ist die politische Überzeugung des Liberalismus. Und dieser liberale Gedanke bis zu Ende und ad absurdum gedacht, bis zu der Forderung nämlich, dass das selbstherrliche Individuum in nichts und von niemand regiert werde, das ist ganz einfach der Hauptkern der „wissenschaftlichen“ Theorie des Anarchismus.

Jede Theorie kann man denken, keine aber leben. „Wissenschaft ist Plebs, Kunst ist Adel“. — Die Staatskunst — in der alle Staatswissenschaft, aber

nur als ihr kleinster Teil, ist — sieht, dass der „konservative“ Gedanke richtig ist und nicht minder richtig der „liberale“ Gedanke, dass beide Gedanken aber, „rein“ zu Ende gedacht und zur Grundlage eines Systems gemacht, falsch sind. Der geniale Staatsmann findet instinktsicher die brauchbare Mischung, die sich wandelt nach den Zeiten, den Umständen, den Völkern, die sich wandelt sogar von Fall zu Fall. Denn das Leben ist nicht das Einzelne, sondern das Ganze — nicht ein Gedanke, sondern alle Gedanken — nicht eine Kraft, sondern alle Kräfte — ist alle Ursache und alle Wirkung, ist Dauer und Wechsel.

Jeder religiöse und jeder politische Glaube — denn zum Glauben wird jede einseitige Theorie, jede „Lehre“ — hat nun leider in diesen letzten zehntausend Jahren immer auch eine Reihe von verrückten Fanatikern, von wahnsinnigen Bekennern hervorgebracht, oder haben etwa „die Anarchisten“ den Tyrannenmord erfunden?

Bis zum Beweise des Gegenteils glaube ich nicht, dass ihre Theorie ihn lehrt.

Und war Brutus Anarchist oder nicht vielmehr ein edler Römer, Wucherer und Optimatenführer? Und alle antiken Philosophen „lehrten“ wirklich den Tyrannenmord, sobald die Tyrannis sich als Verfassungsbruch, als Verletzung des öffentlichen Rechtes, darstelle.

War Heinrichs des Vierten Mörder Anarchist oder nicht vielmehr ein extatisch frommer Mönch und „lehrte“ nicht der Katholizismus den Königsmörder als ein

Werkzeug Gottes preisen, wenn es sich um einen gefährlichen Feind der Kirche handele?

War die scheussliche Ermordung des Zaren Paul das Werk von Anarchisten oder stammt nicht vielmehr das cynische Wort „Was wollen Sie? Durch Meuchelmord gemässigter Absolutismus, das ist unsere magna charta!“ von einem Mitglied des Hochadels, von einem russischen Grandseigneur?

Als Mac Kinley, dieses „Staatsoberhaupt“, der doch nie etwas anderes gewesen ist als der Kommis und Strohmann der Rockefeller, Morgan, Mark Hanna u. s. w., seine Rede von der notwendigerweise zu ändernden Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten hielt, hatte jeder, der etwas mehr von der Kriegsführung der grossen Trusts, von den Petroleumbränden im Eisenbahnkriege Rockefeller contra Vanderbilt, von der Höllenmaschine des Wiskey-Klubs u. s. w. u. s. w. kannte, sofort das Gefühl: die Rede kann dem Manne nicht gut bekommen. Die schwere „Nervenerkrankung“ seiner Frau, die bekannte senatorische Rohheit, die reichen Mittel der „Lehrerin“, die den Trottel anstiftete, geben zu denken. Wer bürgt uns dafür, dass hier nicht bezahlte Arbeit vorliegt, und das Geschrei über die Anarchisten nur Kulisse ist hinter der man einen Lästigen beseitigt hat?

Und daraufhin plaidirte ein „liberales“ Grosskapitalisten- und Kartellblatt, die Kölnische Zeitung, für Wiedereinführung der Prügelstrafe! Graf Ankarström, der im Auftrage des aufsässigen Adels seinen König meuchlings im Ballsaal erschoss, ist meines Wissens der letzte „Tyrannenmörder“, den man nach

diesem Rezept behandelt hat: er wurde vor der Hinrichtung tagelang bis zur Bewusstlosigkeit mit Rutenhieben gefoltert. Hält wirklich irgend ein „liberaler" oder „konservativer" Mann das heute noch für nötig, für nützlich oder für weise?

Und zugegeben: Mac Kinley fiel von Anarchistenhand, wie Carnot, wie Humbert von Italien, wie Elisabeth von Österreich wirklich von Anarchistenhand gefallen sind, auch die Tollwut steckt zuweilen den Menschen an, sollen deshalb viele Millionen freier Männer sich als eine bissige Meute koppeln, in Hundezwinger sperren und der Willkür roher Knechte überantworten lassen?

Weiss keiner, was „verdächtig" unter einem Ausnahmegesetze heisst?

Man schütze die an der Spitze der Völker stehen, so weit Treue und Wachsamkeit das vermögen, man beleidige sie aber nicht durch Empfehlung solcher Mittel: wenn einer in dieser kranken Zeit, so haben sie, die oben stehen, Sinn für den Reiz der Gefahr, allermindestens und ganz unzweifelhaft aber haben sie und sollen sie haben den Mut ihrer Stellung.

Vor allen fühlt sich der Deutsche Kaiser als der oberste Kriegsherr seines Volkes in Waffen, und von diesem altgermanischen Herzogtum abgesehen, halten sich die Hohenzollern für die ersten Diener des Staats, sagt Friedrich der Grosse. Wer wagt die niederträchtige Insinuation, einer von ihnen könne denken, wie der feige Despot versklavter Asiaten?

Die schreien, die sich und uns an Ketten zu legen stets bereit sind, „weil sie doch einmal Hunde-

seelen sind“, die Männer hinter der Kulisse schreien, die da wünschen, dass die Könige bange seien vor denen da unten, damit die Könige sich weiter als ihre Sklavenvögte missbrauchen lassen und die schreien, denen es gut in den Kram passen würde, wenn sie mit dem „Anarchist“ auf der ganzen weiten Welt jedem das Leben unmöglich machen könnten, der ihnen gefährlich ist und ihren Plänen sich widersetzt, die ganze Welt zu stehlen, alles Streben und alles Sehnen, alles Schaffen und alle Kunst, aller Menschen Geist nnd Kraft abhängig zu machen von „ihrem“ Gelde.

Gefährlich ist nur der Anarchismus der aufgegebenen Hoffnungen! Bis in die höchsten Spitzen hinauf schon steht die Überzeugung fest, dass dem Staate ein wirksamer Kampf gegen das Kartellwesen „nicht zugemutet werden könne“, von unten aber und von allen Seiten her spricht man es aus: dieser Staat ist dem Neuen gegenüber machtlos, er ist unfähig, diese Aufgaben zu lösen; denn auf allen Gebieten wird es ja auch von Tag zu Tag klarer und klarer, dass er nicht einmal mehr imstande ist, seine alten, seine fundamentalsten Aufgaben auch nur notdürftig zu erfüllen.

Die „Sicherheit“ die er seinen Angehörigen zu gewährleisten behauptet, ist heute schon für mindestens neun Zehntel der Regierten völlig illusorisch. Mindestens neun Zehntel der Deutschen sind von dem offenen oder versteckten Einfluss der Willkür, der Wirtschaft, der Geld-Mächtigen abhängig bei Strafe des Hungertods oder doch des baren Elends. Und das sind nicht nur die Arbeiter der Hand, sondern auch die

Köpfe, die Intelligenz der Litteratur, der Kunst, der Wissenschaft und der Technik.

Was aus der freien Meinungsäusserung, der Gedankenfreiheit geworden ist und künftig noch werden wird, habe ich angedeutet.

Wie es heute schon mit dem Rechtsschutz aussieht, das stinkt zum Himmel, wie Bismarck sagt. Was hier gesündigt wird, wie hier das Gift schleichend schon die edelsten Organe zerstört hat, ist grauenvoll. Um die Ruchlosigkeit und den Kretinismus der letzten fünfundzwanzig Jahre deutscher „Rechtspflege“ aber zu zeigen, muss man einen besonderen Band schreiben: es wird eine Schandsäule werden, dauernder als Erz!

Die Neigung wird also in breiten Schichten, in den Herzen von Hunderttausenden immer geringer, diesem Staate noch Machtmittel anzuvertrauen, die er nicht zu benutzen verstehen, die er wahrscheinlich wieder statt für gegen die Seinen gebrauchen würde. Die Begeisterung wird immer geringer für den Staat, der gegen den mit dem Ausland verbündeten innern Feind, den sich immer mehr vertrustenden Kapitalismus und seine offenen und geheimen Sendlinge, selbst die heiligsten Güter nicht mehr schützt.

Denn Freiheit, Recht und Ehre gelten denn doch wohl noch den Germanen als die heiligsten Güter — oder nicht? — —

Was also kann dieser Staat der Trustgefahr gegenüber überhaupt thun? Für welche Mittel wäre wohl auf die Zustimmung aller „gesetzgebenden

Faktoren" zu rechnen? Und lässt sich von solchen gesetzlichen Mitteln, für die diese Zustimmung zu erlangen wäre, die Rettung erhoffen?

Der Staat könnte zunächst versuchen, strafrechtlich einzugreifen, in der Weise, dass er Kartelle oder Kartelle bestimmter Kategorieen oder wenigstens die Vereinigung von Kartellen untereinander verböte.

Ein sehr aussichtsloses Beginnen. — Die Amerikaner haben den Versuch, strafrechtlich vorzugehen, in ziemlich grossem Stile unternommen und diese Unternehmerverbände direkt als Verschwörungen (conspiracies) verboten. Über das Gebiet der ganzen Union wurde den Eisenbahngesellschaften durch ein Bundesgesetz (Interstate commerce act) am 4. Februar 1887 schon verboten, derartige Verabredungen untereinander zu treffen. In dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 wurden in einigen zwanzig Einzelstaaten und am 2. Juli 1890 wieder durch ein Bundesgesetz für das ganze Gebiet der Union sehr weitgehende und sehr drakonische Bestimmungen gegen alle Arten von Unternehmerverbänden erlassen. Der Erfolg aller dieser Gesetze ist gleich Null gewesen und es ist übrigens den Trusts nicht schwer gefallen, ganz hervorragende Juristen zu finden (wozu wären denn die Juristen da?), die diese Gesetze für rechtsunverbindlich, weil verfassungswidrig, zu halten behaupten. Die Vereinigten Staaten sind jetzt wieder damit beschäftigt, die Frage sehr heftig zu diskutieren, sie werden vielleicht auch wieder einige neue Gesetze machen, deren Wirkung wird aber dieselbe wie die der alten sein: Null.

Der zweite Weg, den man einschlagen könnte in der Bekämpfung der Trusts, wäre der zivilrechtliche. Man stellt keine Strafbestimmungen auf, sondern versagt den Abmachungen, die die Kartelle unter sich und die die Kartelle mit den Kunden treffen, das Klagerecht.

Eine ganz unbrauchbare Waffe. — Das renitente Kartellmitglied wird von seinen Kartellbrüdern, der widerspenstige Händler vom Kartell immer gezwungen werden, zu gehorchen. Denn wenn er auch nicht verklagt werden kann auf Vertragserfüllung, so kann er doch wegen Nichterfüllung wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden. Der Trust ist dann Kläger, Richter und Gerichtsvollzieher in einer Person: solche Justiz arbeitet sehr viel prompter als die irgend einer Zivilkammer.

Man glaube doch ja nicht, dass die Trusts nur das Mittel der Unterbietung im Preis hätten. Damit begnügte man sich im Bronzezeitalter, — wirklich im Geschäftsverkehr mutet einen wie vorgeschichtliche, graue Vergangenheit an, was fünfundzwanzig, dreissig Jahre zurückliegt. Das Niederkonkurrieren durch billigeres Angebot ist heute nur eine und nicht die gefährlichste Waffe im grossen Arsenal.

Zwei Beispiele — ich greife sie blind heraus aus dem, was mir durch den Kopf geht und erzähle sie ohne allen wissenschaftlichen Apparat, ich lege gar keinen besonderen Wert gerade auf diese Fälle: in tausenderlei Gestalten wirkt die Unterjochung und überall siegt der Trust.

Das erste ist das Kartell der englischen nach Südafrika fahrenden Dampferlinien, der sogenannten Kon-

ferenzlinien. Die unverschämt hohen Frachten, die dieses Kartell, nachdem es sich straffe Verfassung gegeben und allen Mitbewerb zu Grunde gerichtet oder aufgesogen hatte, erhob, reizten einen englischen Grossrheder, die Konkurrenz aufs neue aufzunehmen. Er fuhr um die Hälfte billiger, um Kundschaft zu sich herüberzuziehen; die Verschiffer und Spediteure begrüssten ihn als Erlöser und er fuhr mit vollen Schiffen. Früher hätten nun die Konferenzlinien ihrerseits die Preise heruntergesetzt und den Tarifkrieg aufgenommen, so macht mans heute nicht mehr, die Achtung vor der freien Konkurrenz und die Achtung vor dem Willen und der freien geschäftlichen Bewegung anderer hat man längst überwunden. Heute macht mans einfacher: die Konferenzlinien behielten ihre Frachtraten ruhig bei, sie spionierten genau aus, wer mit der neuen Linie verlud, und diese Ablader stellten sie vor die Wahl, künftig niemals wieder ein Stück Ware mit den Schiffen der Konferenzlinien befördert zu erhalten oder sofort jeden Verkehr mit der Konkurrenzlinie aufzugeben. Das genügte: den Gesamtverkehr zu bewältigen, dafür war die neue Flotte selbstverständlich zu klein; das Risiko, eine solche Flotte von vorneherein einzustellen auf die Chance hin, den *ganzen* Verkehr zu bekommen oder *gar nichts*, kann kein vernünftiger Rheder übernehmen, und sich nur auf die Schiffe der neuen Konkurrenz zu beschränken, das konnten wieder die Ablader nicht, denn dann hätten sie vorgeschriebene Lieferfristen nicht einhalten, übernommene Verpflichtungen nicht erfüllen können und sich ihr Geschäft

ruiniert. Die Konferenzlinien verstanden auch, rasche Entschliessung zu erzwingen, sie liessen die Güter derer, die die Antwort verzögerten, in den Docks liegen und erklärten, sie würden sie nur mit fünfzig Prozent Aufschlag befördern, solange, bis sich der Ablader völlig unterworfen habe: also schon während dieser Zeit war nichts mehr zu profitieren, wenn man die Konkurrenz mitbenutzte. Die Ablader, zum Teil ganz bedeutende Firmen, haben natürlich kräftig gestrampelt, aber es half ihnen nichts, entweder — oder: das Geschäft nach Südafrika aufgeben oder sich fügen. Wo ist der zivilrechtliche Ausweg?

Das zweite Beispiel aus Deutschland. Seit mehr als einem Jahrzehnt haben sich die Salinen in Deutschland zu einem Syndikat zusammengeschlossen und ihre Verkaufsorganisation ist anerkanntermassen sehr straff, oder, wie von ihren Abnehmern erklärt wird, sehr schroff. Ein Rundschreiben des „Einkaufsvereins der Kolonialwaren-Händler des Herzogtums Oldenburg G. m. b. H.“ an ihre Kollegen in Deutschland schilderte das Vorgehen des Syndikats in sehr schwarzen Farben. „Nicht nur“, so heisst es darin, „wurden die Preise auf eine Höhe hinaufgeschraubt, dass den Zwischenhändlern kaum noch der allerbescheidenste Nutzen verblieb, sondern man hatte noch obendrein das Land, wenigstens in unserem Nordwesten, in Bezirke eingeteilt und diese nach einem sogenannten „Normaljahr“ an die Salinen verteilt, sodass die Händler in den einzelnen Bezirken nicht einmal das Salz bekommen konnten, was sie haben wollten, sondern das nehmen mussten, welches

ihnen das Syndikat zu liefern für gut befand. War nun jemand kühn genug, um dem Terrorismus des Syndikats zu entgehen, englisches Salz zu beziehen, so hiess es: Du thust reumütig Abbitte, oder das Syndikat thut Dich in Acht und Bann, und Du bekommst nie wieder ein Pfund deutsches Salz geliefert. Dieses rigorose Vorgehen des Syndikats hatte grossen Unwillen unter den Detaillisten erregt, aber es half nichts, das Joch musste geduldig weiter getragen werden, denn gegen die Macht des Syndikats war jeder einzelne ohnmächtig.“ Wo ist der zivilrechtliche Ausweg?

Etwas bessere Aussicht scheint auf dem dritten Wege, dem des Verwaltungsrechts, zu winken. — Diesen Weg haben z. B. Russland und Österreich zu betreten versucht. Russland hat 1886 ein Kartell der Zuckerfabrikanten und 1893 ein solches der Petroleumproduzenten konzessioniert. Österreich plant ein Kartellgesetz, dessen Grundgedanke der ist, dass nur Kartelle, die in das behördliche Register eingetragen worden sind, als rechtskräftige Vereinigungen anzusehen seien und diese Bewilligung werden Russland und Österreich davon abhängig machen, ob sie ein solches Kartell für gemeinnützlich oder für gemeinschädlich halten.

Eine solche Lösung der Frage hat, oberflächlich angesehen, etwas bestechendes: der Territorialstaat wahrt seine Oberhoheit gegenüber allen solchen wirtschaftlichen Gebilden, er erlaubt, was gut, und verbietet, was schädlich ist. Man könnte diesen Gedanken der staatlichen Konzessionierung

auch weiter ausbauen, indem man eine laufende staatliche Aufsicht und Kontrolle einführte. Die Kartelle können verpflichtet werden, ihre Statuten sowohl wie die Beschlüsse ihrer Aufsichtsratssitzungen der Regierung oder einem von der Regierung ernannten Kommissar zur Genehmigung mitzuteilen. Die Regierung könnte gemeingefährliche Statuten verbieten, bedenkliche Beschlüsse sistieren, das ganze Kartell daraufhin verbieten oder wieder auflösen.

Bei näherer Betrachtung aber ergiebt sich, dass auch dieser Weg ganz ungangbar ist. Was für eine traurige Rolle der unglückliche Geheimrat spielen würde, dem man die Last solcher Beaufsichtigung aufpackte, wird sich jeder ausmalen können, der sich der staatlichen „Treuhänder“ erinnert, die die Spielhagen- und die Pommersche Hypothekenbank beaufsichtigt haben. Und vor allem: wer hindert die kartellierten Betriebe, falls ja einmal diese Konzessionierung käme und ihnen unbequem würde, die „Form“ des Kartells und des Trusts zu überspringen und gleich Rockefellers letzte Frisur, die der Korporation, d. h. einer neuen grossen „Aktiengesellschaft“, zu wählen? — Sollen alle Aktiengesellschaften unter ein neues Aktiengesetz mit Konzession und Aufsicht gestellt werden? Und wenn man sich dazu entschlösse — würden die Nachbarstaaten so thöricht sein, mitzugehen? Wer aber will einem deutschen Unternehmer oder einer deutschen Gesellschaft verbieten, Besitz und Betrieb an eine — sagen wir belgische — Aktiengesellschaft

zu verkaufen und Aktien dieser Gesellschaft in Zahlung zu nehmen? Sollen Ausländer rechtlos sein in Deutschland, weil sie nicht zu beaufsichtigen sind? Und wenn ja, wie beaufsichtigt der Staat das dann blühende Gewerbe der deutschen Strohmänner, die alle Geheime Kommerzienräte, Ritter hoher Orden und dergleichen sein werden?

Nun könnte man ja sagen, daraus, dass ich ausser Stande sei, straf-, zivil- oder verwaltungsrechtliche Mittel gegen die Trustgefahr zu finden, dürfe noch nicht gefolgert werden, dass es deren überhaupt nicht gäbe: es liegt aber wirklich nicht an meiner zu geringen Intelligenz, sondern in der Natur der Sache. — Alle straf-, zivil- und verwaltungsrechtlichen Mittel müssen notwendigerweise versagen und zwar aus zwei Gründen.

Zunächst müsste, bevor an irgend welches Einschreiten auf einem dieser drei Gebiete gedacht werden könnte, der Begriff „Kartell" definiert werden. Ehe sich aber die deutschen Professoren und Juristen über die Definition des „Begriffes" Kartell vertragen haben, würde das Kapital der Rockefeller, Morgan und Genossen sicher von dreissigtausend Millionen auf eine Million Millionen, auf die erste Billion angewachsen sein.

Dr. Josef Grunzel, der ein Beamter — wenn ich nicht irre, Generalsekretär des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs ist — hat ein dickes Buch „Über Kartelle" geschrieben, „weil er auf Grund seiner Studien und Erfahrungen den herrschenden Schlagworten und Vorurteilen, welche die Gesetz-

gebung leicht auf eine falsche Bahn lenken könnten, entgegentreten will.“

Einen brauchbaren Gedanken zur Bekämpfung oder wie er sagt „Regelung“ des Kartellwesens, habe ich auf den 324 Seiten nicht gefunden, begreiflicher Weise: der Generalsekretär der Industriellen kann nur zögernd einräumen, dass die Industriellen einmal gewaschen werden sollten und muss es für sehr wichtig erklären, dass, wenn man sie schon wasche, man sie wasche, ohne sie nass zu machen.

Sein Horizont ist nicht weit: er lässt sich durch die vielen Einzelheiten in der Nähe den Blick über die Hauptsachen des Ganzen trüben, und was seine Einsicht in das Wesen dieser Dinge, seine Erkenntnis der Gefahr anbetrifft, so genügt es zu sagen, dass er den Wiener Krach vom 9. Mai die „Geburtsstunde der Kartelle“ nennt und die Kartelle selbst „als wirkliche Kinder der Not“ ansieht.

Sein Buch trägt aber mit vielem Fleiss und, soweit ich es irgend habe kontrollieren können, in zuverlässiger Weise eine Unmenge Einzelheiten, Thatsachen und Material zusammen.

Ich setze nun nach S. 4 ff. einige der bis jetzt gelieferten „Definitionen“ her:

Kleinwächter: „Übereinkommen der Produzenten, und zwar der Unternehmer der nämlichen Branche, deren Zweck dahin geht, die schrankenlose Konkurrenz der Unternehmer unter einander einigermassen zu beseitigen und die Produktion mehr oder weniger derart zu regeln, dass dieselbe wenigstens

annähernd dem Bedarfe angepasst werde." — Friedrich Kleinwächter, Die Kartelle. Innsbruck 1883. S. 126.

Brentano: „Koalitionen von Produzenten zur Hochhaltung des Preises ihrer Produkte." — Mitteilungen der Gesellschaft österr. Volkswirte. Jahrgang 1888/89. S. 78.

Bücher: „Jede vertragsmässige Vereinigung von selbständigen Unternehmungen ...., welche den Zweck verfolgt, durch dauernde monopolistische Beherrschung des Marktes den höchstmöglichen Kapitalprofit zu erzielen." — Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. LXI, S. 145. (1895.)

Voigt: „Jede vertragsmässige, über blosse Preiskonventionen hinausgehende und daher eine komplizierte Satzung und Organisation erfordernde Vereinigung von Unternehmern zum Zweck, die Konkurrenz derselben beim Absatz ihrer Produkte zu beschränken." — Soziale Praxis. IV. Jahrgang. Nr. 49.

Fridrichowicz: „Freie vertrags- oder korporationsmässige Vereinigungen von beschränkt selbständig bleibenden Unternehmungen eines und desselben oder auch mehrerer, dann jedoch verwandter und auf einander angewiesener Geschäftszweige mit dem Zweck, durch gemeinsames Vorgehen die wirtschaftliche Lage womöglich des ganzen Geschäftszweiges oder doch der im Kartell vorhandenen zu heben." — Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Jahrgang 51. S. 635.

Philippovich: „Vereinigung von Unternehmern zum Zwecke gemeinsamer Regelung der Produktion und des Absatzes entweder in einzelnen Teilen oder in

vollständiger gemeinschaftlicher Verbindung." — Eugen von Philippovich, Grundriss der politischen Ökonomie. Freiburg 1893. S. 145.

Liefmann: „Vereinigung von Unternehmern, welche die wirtschaftliche Thätigkeit ihrer Mitglieder, die im übrigen selbständig bleiben, in einem bestimmten Punkte regelt und durch eine gegenseitige Verpflichtung aller Beteiligten, den gemeinsamen Abmachungen gemäss zu handeln, zustande kommt." — R. Liefmann, Die Unternehmerverbände. Freiburg 1897. S. 17.

Pohle: „Die auf dem Wege des freien Vertrages entstandenen Vereinigungen von Wirtschaftssubjekten gleicher oder verwandter Berufe . . . ., welche in einer auf dem System der freien Konkurrenz beruhenden Volkswirtschaft durch die aus der Einschränkung des freien Wettbewerbs unter den Beteiligten hervorgehende monopolistische Beeinflussung der Marktverhältnisse den grösstmöglichen Vorteil für ihre Mitglieder zu erreichen suchen." — L. Pohle, Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. Leipzig 1898. S. 11.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Kleinwaechter): „Verbände von Unternehmern derselben Branche, deren Zweck dahin geht, durch ein gewisses solidarisches Vorgehen der Genossen die gegenseitige Konkurrenz einzudämmen oder gänzlich auszuschliessen, um auf diese Weise die wirtschaftliche Lage der Unternehmer, bezw. der betreffenden Geschäftsbranche günstiger zu gestalten." — Zweite Auflage. Jena 1900. Bd. V, S. 39.

Österreichischer Gesetzentwurf vom Jahre 1897: „.... Wenn sich selbständige Unternehmer zu dem Zwecke (verbinden), um durch solidarisches Vorgehen, insbesondere durch einverständliche Beschränkung oder Beseitigung des freien Wettbewerbes auf die Produktions-, Preis- oder Absatzverhältnisse (einer Ware) einzuwirken ....“

Grunzel selbst definiert auf Seite 12 seines Buches wie folgt: „Ein Kartell ist eine auf dem Wege freien Übereinkommens geschaffene Vereinigung von selbständigen Unternehmungen mit gleicher Interessengemeinschaft zum Zwecke gemeinsamer Regelung der Produktion und des Absatzes.“

Hübsch? nicht? Über den Stil der Herren Professoren will ich mich nicht aufhalten, obgleich auch nach dieser Richtung hin die Blütenlese fürchterlich ist: „Unternehmungen mit gleicher Interessengemeinschaft“ z. B., das hätte ich nicht schreiben dürfen, als ich in die Schule ging. Unser braver Ordinarius Quartae hätte sichs nicht gefallen lassen, er hätte gesagt, dass es Unternehmungen mit gleichen Interessen gäbe, dass gewisse Unternehmungen gemeinsame Interessen hätten, dass man von Unternehmungen reden könnte, die eine Interessengemeinschaft bilden. Aber, wie gesagt, lassen wir den Stil: nächstens wird ja doch keiner, der noch deutsch kann, in Deutschland mehr professurfähig, amtsfähig oder gar hoffähig sein.

Das Schlimme ist: Wo ist die scharfkantige „Definition“, welches Festungswerk will man auf solche Gallerte gründen?

Ich komme nun zum zweiten, wichtigeren, allein schon „zureichenden“ Grund, weshalb alle straf-, civil- und verwaltungsrechtlichen Mittel gegen die Kartelle und Trusts versagen müssen.

Seit den Tagen, da die ägyptischen Pharaonen alljährlich nach dem Zurücktreten der befruchtenden Nilflut, die alle Grenzen verwischte und die Gestaltung der Äcker veränderte, das Land unter die Tempel, den Adel, die Beamten u. s. w. aufs neue verteilen liessen, haben wir gelernt, jede Fläche, wie vieleckig auch immer sie sein möchte, zu messen: man zerlegt sie in eine Reihe von Dreiecken, man misst Basis und Höhe jedes dieser Dreiecke, man weiss, dass jedes Dreieck halb so gross ist als ein Quadrat gleicher Basis und Höhe, man addiert die so erhaltenen Grössen und hat die Gesamtgrösse der ganzen Fläche auf den Quadratfuss, auf den Quadratzoll, wenn man will, auf den tausendstel oder zehntausendstel Quadratzoll — genau und restlos.

Nun ist ein Kreis eine der einfachsten und genauest umschriebenen Flächen, bei weitem einfacher, als eine vielleicht zerrissene und gezackte, vieleckige Fläche — trotzdem: jedes Vieleck ist messbar, der Kreis nicht, nicht genau messbar, heisst das. Siebentausend Jahre lang hat die Menschheit dem Problem nachgesonnen; wir haben die Lösung immer noch nicht gefunden. Wir können aber wenigstens beweisen, dass sie unmöglich ist, so gescheit sind wir inzwischen glücklich geworden. Wir haben uns mit der Beschämung abzufinden, dass wir Jahrtausende

das nicht Denkbare gesucht, uns angestrengt haben, auszurechnen, wieviel Birnen fünf Äpfel sind. Hätten unsere Ahnen statt der konventionellen Masse: Fuss, Quadratfuss, Kubikfuss die Masse: Fuss, Kreisfuss, Kugelfuss gewählt, was nicht so naheliegend war, aber ganz denkbar ist, so würden wir seit siebentausend Jahren ebenso vergeblich nach der Zirkulatur des Quadrats gesucht haben.

Die Menschen sind eben keineswegs hervorragend geistreiche Geschöpfe: sie stellen sich vor eine Aufgabe und verschwenden unendlich lange Zeit an eine Lösung, deren Unmöglichkeit von vorn herein feststeht, statt zuerst den Sinn einer Frage sich klar zu machen, stottern sie sofort an der Antwort herum!

Machen wir es ihnen nicht nach, geliebter Leser: die Bildung von Trusts zu verbieten und unsere „Wirtschaftsordnung“ unangetastet zu lassen, ist die Quadratur des Zirkels. Was ist denn das Wesen der Trusts? Es ist die Association des Kapitals, Vereinigung privaten Besitzes, persönlichen Eigentums zu gemeinschaftlichen Erwerbszwecken. Diese Association des Kapitals ist aber so sehr die Grundlage aller unserer Wirtschaft, das Wesen des Eigentums, dass das ganze Gebäude fallen müsste, wollte man diesen Eckstein lösen. Das Problem liegt demnach so: wie macht man ein Gesetz, das dem Kapital verbietet, sich zu associieren, ohne die Kapitalassociation zu verbieten? Trifft man den Kern aber nicht, so kämpft man nur mit Formen. Jede Form genügt, ein Gebilde zu umschliessen, das

im Wesen, in Macht und Wirkung, eben ein Trust ist und bleibt. Wird heute eine Definition des Trust- oder Kartellbegriffes und ein Gesetz fertig, so sind morgen alle Trusts und Kartelle in eine Form gebracht, die nicht unter die Definition fällt, und Trusts und Kartelle bleiben doch genau, was sie waren.

Blieben die wirtschaftspolitischen Mittel.

Erreicht wird auch mit ihnen nichts werden, wenigstens nichts, das irgendwie erheblich oder gar wesentlich wäre, von allen Seiten aber wird man versuchen, die Regierung auf diesen Weg zu drängen und zwar — wie ich fürchte — mit Erfolg, denn dass auch ihr das Problem der Quadratur des Zirkels unlösbar ist, wird sie endlich merken, sie wird aber der „öffentlichen Meinung" wegen irgend etwas zu thun wünschen, und so wird sie denn wohl in der schicksalschwangeren Stunde, in der die Würfel fallen über Monarchie oder Mammonarchie, etwas in der Wirtschaftspolitik mit einigen kartellgegnerischen, volkswohlwollenden kleinen, muntern Schwanzschlägen herumplätschern: ut aliquid fieri videtur, sie wird so thun, als ob sie thäte. Und ein grosser Jahrmarkt des Eigennutzes, ein schwunghafter Kuhhandel wird beginnen: die Parteien, die Gruppen, die Einzelnen werden versuchen, vorteilhafte Massregeln zur Annahme zu bringen, indem sie mit schönem Pathos behaupten, damit „Vaterland", „Volkswohlfahrt", „Staat" und alle „Ideale" gegen die bösen Trusts verteidigen zu wollen.

Zunächst käme die Zollpolitik in Frage nud zwar in erster Linie die Schutzzölle. Nach zwei Rich-

tungen hin, entweder indem man ausländische Trusts durch hohe Schutzzölle vom deutschen Markte auszuschliessen versucht, oder indem man deutsche Trusts dadurch bekämpft, dass man den Zollschutz zeitweise oder ganz aufhebt, wenn sie z. B. nach dem Auslande billiger verkaufen als im Inlande, oder wenn sie sonst Dinge thun, die wider den gemeinen Nutzen sind; ferner gehört hierher die Politik der Ausfuhrprämien und der Kartellklauseln in Handelsverträgen. Die Ausfuhrprämien haben den Zweck, einer Ware den Weg in ein anderes Land offen zu halten, das sich gegen sie durch Schutzzoll zu verschliessen gesucht hat, und die Kartellklausel der Handelsverträge soll die vertragschliessenden Staaten in die Lage bringen, die Waren, die von ausländischen Trusts oder Kartellen zur Umgehung des übereingekommenen Zolles billiger als im eigenen Lande oder unter Ausfuhrprämien geliefert werden, durch Zollerhöhungen und Zollzuschläge zu treffen.

Schon aus der kurzen Anführung dieser Mittel geht hervor, dass jedem Gift ein Gegengift entspricht, dass sie also nur von vorübergehender Wirkung sein können. Die Trusts, die auf die Zollpolitik ihres Landes den mächtigen Einfluss ihres Riesenkapitals haben, können gelegentlich auf diesem Wege ihren Zeitgenossen Millionen und Abermillionen aus der Tasche ziehen, sie können gelegentlich und vorübergehend, wenn sich der Staat ihrem Einflusse zeitweilig entzieht, auch in ganz bestimmten Fällen, durch höchst „individuelle Behandlung“ geärgert und

aufgehalten werden, aber etwas entscheidendes ist damit niemals zu erreichen.

Ähnliche gelegentliche kleine Stecknadelstiche kann die Regierung durch die Art ausüben, wie sie die Tarifpolitik, namentlich der Staatsbahnen, der Kanäle u. s. w., handhabt, dass man damit das Problem lösen, den Staat retten könnte, das glaubt ja aber wohl auch der beschränkteste Assessorenkopf nicht.

Unterschiedliche Steuerveranlagung vertrusteter und nichtvertrusteter, oder, wie wir sagen, kartellierter und nichtkartellierter Betriebe ist ausgeschlossen; sie würde notwendigerweise, ebenso wie straf-, zivil- und verwaltungsrechtliche Massnahmen, an dem Mangel der Definition scheitern.

In Deutschland wird jetzt eine Enquête veranstaltet über das Kartellwesen. (Wenn ich schon das Wort Enquête höre —!) In der ersten Konferenz haben die Herren darüber Beschlüsse gefasst, welche Gegenstände denn in den Kreis ihrer Beratungen zu ziehen wären. Wenn sie sich darüber vertragen haben werden, dann wird sehr viel geredet, geschrieben und gedruckt werden, und das Ende wird sein, dass die „beteiligten" Wissenden äusserlich sehr ernst und würdig, innerlich quietschvergnügt und puppenlustig über die überwundene Gefahr nach Hause gehen, die nichtbeteiligten Nichtwissenden aber noch etwas verworrener sein werden, als sie heute schon sind. Man wird einen grossen Nebel zusammenbrauen, in dem sich kein normaler Verstand mehr zurechtfindet, der nicht „vom Bau" ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Während ich die Revision dieses Kapitels lese, schreibt die „Soziale Praxis“:

„Der Ausschluss ‚vertraulicher‘ Mitteilungen aus dem amtlichen Bericht kann sehr gefährlich werden. Er sollte sich auf nichts anderes als auf technische Angaben über Fabrikationsprozesse erstrecken. Wenn der Versuch gemacht würde, die Kartellgewinne, die durch Betriebsvereinigung erzielten Ersparnisse, die Preispolitik der Kartelle oder die Preisunterschiede auf dem auswärtigen und dem heimischen Markte zu verheimlichen, dann wäre der ganze Zweck der Enquête vereitelt. Der Zeugenschutz ist kaum weniger wichtig. Sobald sich zeigt, dass Kartellvertreter Aussagen verweigern, oder Fragen ausweichen, oder dass ein Druck auf Auskunftspersonen von irgend einer Seite geübt wird, sollte die Enquête unterbrochen und ein Gesetz beschlossen werden, das der Kommission die Befugnis giebt, Aussagen unter Eid zu verlangen, das Erscheinen von Zeugen zu erzwingen und schwere Strafen über jeden Versuch zu verhängen, Zeugen für wahrhafte Aussagen zu bedrängen. Sollte schliesslich die Veröffentlichung des amtlichen Berichts verzögert werden, so müsste auch hiergegen Einspruch erhoben werden.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Enquête unter Ausschluss der Öffentlichkeit also: das verspricht eine noch ärgerlichere Komödie zu werden als selbst ein so schlechter Mensch wie ich sich träumen lassen konnte.

Ausser dem, ein paar besonders schmutzige Lumpen vor meinem Tode noch im Zuchthaus zu sehen, habe ich wenig Wünsche mehr ans Leben, könnte ich aber einmal sehen, wie Rockefeller und sein Morgan im gepolsterten Geheimkontor der „palatial offices" der Standard sich angrinsen, wenn sie über die deutsche Enquête reden, das würde mir doch noch Spass machen.

X. Kapitel.

Der höhere Standpunkt.

Als ich zum ersten Male ernsthaft zu denken begann, war ich zehn Jahre alt: wir Unterquartaner stammten alle „aus den Kreisen des liberalen Bürgertums“, wir hatten alle viel von Reaktion gehört und stellten uns darunter so etwas wie einen hervorragend ekligen Klassenlehrer vor, wir waren also alle „Fortschrittsleute“. Wie die Alten sungen, so zwitscherten wir Jungen; wir gaben einander die Charade auf: die erste Silbe ist eine Wunde, die zweite ein preussischer Landesteil, das Ganze eine preussische Landplage und lösten sie mit „Bismarck“.

Im Sommer 1864 aber begann Alt und Jung „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ zu singen, wir Quartaner übten auf der „Schwedenschanze“ den Sturm auf Düppel, die Charade verschwand und „Herr von Bismarck“ wurde langsam „Bismarck“.

Als ich nach Untertertia versetzt wurde, schrieben wir 1866. Und nach Langensalza, Königgrätz u. s. w. wurde die ganze Tertia nationalliberal, ein leiser Kultus der früher Verkannten begann.

Ich war ein junger Dachs von siebzehn Jahren, als ich am Abend eines zweiten Septembers in einem

grossen Biergarten in Dresden sass, in demselben Dresden, wo wir Preussen bis ganz vor kurzem noch keineswegs liebevoll angesehen worden waren, in demselben Dresden, wo ich noch vor wenigen Monaten, unmittelbar nach der Kriegserklärung, einen mehr biederen als intelligenten Handwerkermeister und Hoflieferanten am Stammtisch hatte sagen hören: „Ich wollte nur, die verfluchten Breissen kriegten nu mal ordentliche Dresche“. An diesem Septemberabend war die Spannung gross im Publikum, und plötzlich erschien auf einem Balkon, ein Herr, den fast alle als Stammgast des Hauses kannten, er schwenkte ein Papier in der Hand und brüllte herunter: Eine Depesche! — Grosser Sieg bei Sedan — Napoleon gefangen! — Kellner, für tausend Thaler Bratkartoffeln!!

Mit zwanzig Jahren war ich in Holland: aus dem „beroerden moff“ war da der zwar noch immer nicht geliebte, aber gefürchtete und geachtete „Duitscher“ geworden. Ich kam dann nach Hamburg, wo man dem Herrn ein danbares Andenken bewahrte, der die freie Stadt durch einen deutlichen Wink daran verhindert hatte, 1866 gegen Preussen Partei zu nehmen: sie waren schon recht gute „Deutsche“ geworden, die Herren in „Hamburg an der Elbe, der lieben Vaterstadt“.

Ich ging nach England: auch da hatte sich ein Umschwung vollzogen; wenn man von uns sprach, hiess es nicht mehr: only a Dutchman, sondern wir waren „german gentlemen“.

Ich lernte die Vereinigten Staaten kennen, wo bis vor kurzem jeder kleine Junge die Deutschen oder Deutschaussehenden auf offener Strasse verhöhnt hatte: nix comes raus aus a dutchmans house; auch hier wars nun anders: die Damen der Gesellschaft hatten für den jungen Deutschen, der eben „from Europe“ kam, neugierig sympathisches Interesse, und ihre Eheherren betrachteten ihn mit etwas nachdenklicher Hochachtung.

Ich habe Jahre in Westindien zugebracht, unter der Tropensonne, unter einer Bevölkerung gelebt, die bis vor kurzem von Deutschland nie etwas gehört, die früher höchstens die Bremer und Hamburger Flagge gekannt hatte. Durch den kleinen „Meteor“ aber war auf der Rhede von Habana der vielfach grössere Franzose niedergekämpft worden und man kannte jetzt Alemania! Die Kreolen konnten sogar Bismarck aussprechen, der Vorname Guillermo wurde Mode, und es hatte metallenen Klang, wenn man sagte: „Soy aleman.“

Weshalb ich soviel von mir erzähle? Und sentimental werde? Weil ich mich zu einer Schwäche bekennen muss und sie doch wenigstens erklärlich machen möchte: ich liebe Deutschland. — Es ist das eine unglückliche Liebe: Deutschland liebt mich nicht wieder, und diese Liebe ist vielleicht auch sonst thöricht, denn — ich weiss — es lässt sich heute viel an Deutschland aussetzen. Ich liebe aber Deutschland mit seinen Fehlern.

Ich habe noch eine Schwäche: ich ziehe noch immer die Monarchie der Mammonarchie vor; dass

ich sie noch immer vorziehe, ist meinen persönlichen Erfahrungen gegenüber und den allgemeinen Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre gegenüber vielleicht erstaunlich.

Ich weiss, ich weiss: auch in die Monarchie dringt zu Zeiten die Korruption ein, ruchlose Niedertracht beugt das Recht „Im Namen des Königs“ oder missbraucht doch die Dummheit der Richter, die in dreister Amtsindolenz und doloser Borniertheit vor keinem Krückstock mehr zittern; trotzdem — ich kann mir nicht helfen: ich rede mir immer noch ein, der Check könne doch in einer Monarchie nicht die letzte Instanz in der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege, könne in einer Monarchie doch nicht ganz so allmächtig werden, wie z. B. in der Mammonarchie, die sie noch immer die Vereinigten Staaten von Nordamerika nennen, obgleich sie längst „Vereinigte Milliardäre von Nordamerika“ heissen sollte.

Ich habe oft schon darüber nachgedacht, wie gerade so einem, wie mir — der ich nie die Dinge anders, als von allen Seiten zugleich habe sehen können, der ich also selbst meinen Idealen gegenüber immer un peu frondeur geblieben bin — wie gerade mir der monarchische Gedanke so in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wie es kommt, dass er allem zum Trotz so fest sitzt? Es wird wohl daran liegen, dass bei mir gar nichts Mystisches mitspricht; das Gefühl ist bei mir ganz irdisch gesund und organisch eingewachsen. Wenn ich von Hammurabi höre, wie er sich seinen Babyloniern auf steinernem

Relief in dem erhabenen Moment vorstellt, wo ihm der Lichtgott das babylonische bürgerliche Gesetzbuch diktiert — wenn ich lese, wie der unzufriedene Spross aus altem Pharaonenblute, der grosse Antisemit, Prinz Mose, Königliche Hoheit, seinem aus allen möglichen Rassen zusammengelesenen Gesindel von Land- und Ziegelstreichern, aus dem ein Volk zusammenzuschmieden er sich vorgenommen hat, erzählt, er gehe jetzt auf den Berg Sinai, um sich mit dem ihm persönlich nahestehenden Gotte Jahve zu beraten, und dann, um jeden Widerspruch gegen die antikapitalistische, extrem agrarische Tendenz seiner Gesetze unmöglich zu machen, verkündet: Jahve habe geruht, „seinem" Volke das und das bei Strafe seiner Ungnade vorzuschreiben und er, Mose, habe mit Jahve im Namen des Volkes den folgenden Freundschafts- und Gegenseitigkeits-Vertrag geschlossen — wenn mir einfällt, wie Alexander der Grosse sich von Jupiter Ammon adoptieren lässt, damit ihn nicht nur die Makedonier, sondern auch die Orientalen als ihnen vom Himmel gesandt verehren — wenn ich mich erinnere, wie ein König von einem anderen König Geld pumpt, einen Landstrich dafür als Pfand bekommt, dieses Land mangels Zurückzahlung des Darlehns behält und sich dann „angestammt" und „von Gottes Gnaden" nennt: daar lach ik över; ich habe es jedoch stets als einen überlegenen und einen Grundunterschied bildenden Vorzug unserer Kultur vor den Kulturen des Altertums und der Fremde empfunden, dass zwei mächtige Begriffe in ihr wie kaum in einer anderen leben:

der der persönlichen Ehre, und der der Mannentreue. Und beide gedeihen nicht unter mammonarchischer Verfassung.

Der Begriff der persönlichen Ehre ist der tiefste, den es giebt: Menschen und Völker scheiden sich nur in solche, die ihn haben, und in solche, die ihn nicht haben; persönliche Ehre allein erhält Treu und Glauben unter den Menschen. Sich selber ist man schuldig, dem anderen Wort zu halten und wahr zu bleiben, das allein ist auch frei und klug, nur Niedrige und Dumme lügen, Kampf ist das Gesetz der Welt, Kampf bis zur Vernichtung, bis zur Ausrottung der Feinde, aber offener Kampf mit ehrlichen Waffen — dem Edleren und Stärkeren gehört die Erde: das ist die eine Weltanschauung; was ist Ehre, der Nutzen ist gut, Lüge ist die beste Waffe, ein Thor, wer sein Wort hält, wenns ihm schadet und der andere ihm nichts mehr thun kann, Treulosigkeit ist Klugheit und Tugend, Feigheit der beste Schutz, die Offenen sind dumm, sie werden untergehen, wir sind die wahrhaft Starken und Überlegenen — Arglist, Verstellung und Lüge unterwerfen die Welt: das ist die andere.

Mannentreue, die unbedingte Bereitschaft jedes „Mannes“, sich jeden Augenblick für den Führer, seinen Fürsten, dem er in freiem Gehorsam zu folgen gelobt hat, anfzuopfern, wenns not thut, mit ihrer Ergänzung: der Fürstentreue, der Pflicht des Führers, sich seinerseits für den letzten seiner Mannen einzusetzen, das ist die naive Form, in der sich in einfachen Zeiten das Gefühl der Solidarität ausdrückt,

die unumstössliche, sichere Überzeugung ausprägt, dass alle Volksgenossen vom ersten bis zum letzten untrennbar zusammengehören, eine unlösliche und vollkommenc Interessengemeinschaft bilden.

Jede Republik wird Klassenherrschaft, nur der König steht hoch genug, um alle Klassen zusammenzufassen, und — wohl siegt im Kampfe zwischen den Einzelnen oft der, der „überlegen“ schmunzelt: den werde ich leicht hineinlegen, das ist ein anständiger Kerl, sogar ein edlerer Stamm geht zuweilen zu Grunde an Niedertracht und Verrat, die Ehrlosen aber werden eines Tages doch erkannt und dann einfach totgetreten oder in die Weiden gehängt. — Ich glaube am allerwenigsten an die Dauer hethitisch-punisch-florentinisch-amerikanischer Krämerrepubliken, ich glaube nicht, dass die Herrschaft der Welt sich erschwindeln oder gar durch List und Lüge behaupten lässt.

Die Ewigkeit hat Zeit zu Umwegen, der Menschen Geschlechter aber nicht und es giebt geschichtliche Augenblicke, wo ein grosser Entschluss der Welt Jahrhunderte spart, einem Volke das Scepter für Jahrtausende giebt. Und deshalb lehne ich ab, mich in der Trustfrage auf den sogenannten höheren Standpunkt zu stellen, von dem aus der vorurteilsfreie Weltbürger sagt: für den Kosmos, ja schon für unser bischen Globus ist es ganz gleichgiltig, ob Deutschland ist oder nicht ist, und der monarchische Gedanke scheint wirklich überall abgewirtschaftet zu haben, na, dann gehört doch eben der internationalen Republik der Reichen oder dem Trust-Cäsarismus die

Zukunft; laissez faire et aller: die Menschheit wird ihren Weg schon finden.

Gewiss, auch ich sehe viele Wege: ich könnte einem anderen Lande, einem Lande, das in seinen Millionen unverprügelter, willensstarker Bürger gigantische Energieen zu entfesseln vermöchte, einem Lande, dem die Aufgabe auch am nächsten läge, eine hohe Mission künden — ich könnte irgendwo einem grossen Arbeiterhäuptling zeigen, wie die schleifenden Zügel zu fassen sind, wie er sich auf den Kutschbock der Welt schwingen kann — sogar ein ganz grosser Mammonarch wäre vielleicht zu finden, der „zeitig klüger“ ist. Und man könnte sicherlich so der Menschheit dienen, aber — ich möchte erst meinem Volke und seinen Fürsten noch eine Chance gönnen und deshalb schreibe ich zunächst einen Plan für sie.

In aller Politik gehört es zu den wichtigsten Aufgaben, natürliche Bundesgenossen zu erkennen, und zu den Sieg verleihenden Fähigkeiten, den Weg zu ihnen rechtzeitig zu finden.

Es ist ein alter, guter Grundsatz: „Les amis de mes amis sont mes amis“. Der Satz gilt auch umgekehrt: „Die Feinde meiner Feinde sind meine Freunde“. Da die Herrschaft der Trustcäsaren auf der Association des Kapitals beruht, und da der moderne Territorialstaat allein gegen die Trusts nichts ausrichten kann, weil dieser Grundsatz der Kapital-Association nur mit unserer Wirtschaftsordnung fällt, so liegt das einzige Mittel gegen die Trusts in der Association der Arbeit, in der Zu-

sammenfassung und straffsten Organisation aller Arbeiter, der der Hände und der Hirne.

Keine Frage: diese Welt, die in allen Fugen kracht, wird neu und fester als je begründet werden durch und für die Arbeit. Die unabsehbaren Heerscharen der Arbeit werden nötigenfalls sich selber organisieren und mit dem Mammonarchismus auch ohne Führung der Monarchie fertig werden. Dann aber wird die Arbeit wohl anderswo früher siegen als bei uns, und das bedeutet Deutschlands Versklavung ans Ausland. Die monarchische Führung aber kann Deutschland an die Spitze bringen, der Weltentwicklung Jahrhunderte sparen und verhindern, dass über der ganzen wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Entwickelung dieser Erde das Banner der Streifen und Sterne weht, dadurch, dass sie unsere Arbeit und unser Kapital in noch höheren und viel mächtigeren Einheiten zusammenfasst, als die Trusts sind.

Diese Einheiten lassen sich nicht dekretieren und auch auf dem Wege der Gesetzesmacherei — pardon: der „Gesetzgebung“ — lassen sie sich nicht erreichen, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil die parlamentarische Maschine, so wie sie heute ist, vollständig versagen würde: die Regierung wäre gelähmt durch die Kipperei und Wipperei zwischen den Sonderinteressen der politischen Parteien, unter Kompromissen und Kompromisschen würden nur lebensunfähige Wechselbälge entstehen, das Tempo der Entwickelung hinge von den lächerlichsten Zwischenfällen und Zufällen ab, die unentbehrliche Stetigkeit

und die gerade, nie abirrende Richtung wäre durch nichts zu sichern. Nur eine entschlossene, zielbewusste, klar bekannte, durchsichtige, stets sehr überlegt und ruhig vorwärts schreitende, niemals aber zurückweichende Wirtschafts- und Verwaltungspolitik kann helfen, wird aber auch unter allen Umständen helfen.

Zunächst ist das unbedingteste, das unbeschränkteste Koalitionsrecht der Arbeiter für die Regierung unentbehrlich; die Förderung jeder Arbeiter-Organisation, nicht die Neutralität, sondern die deutlich fühlbare Begünstigung der organisierten Arbeit bei jedem ihrer Zusammenstösse mit kartelliertem oder vertrustetem Kapital ist nötig, aber auch genügend. Neuer Gesetze und also der politischen Majoritäten bedarf die Regierung hierzu nicht, die Arbeiter „haben“ das Koalitionsrecht ja schon, sie sind bisher nur immer bestraft worden, wenn sie Gebrauch davon machten. Ein deutlicher Wink an die Staatsanwaltschaft genügt, dem ein Ende und rückständige Klasseninstinkte der Richter unschädlich zu machen. Die innerpolitischen, die Verwaltungs- und Polizei-Chikanen hören morgen auf, wenn die Regierung heute will; sobald sie will, drängt sie damit die Entwickelung auf den richtigen Weg: binnen ganz kurzer Zeit werden die Arbeiter das Nötige selbst besorgt haben und den gigantischen Kapitals-Associationen werden ebenbürtige Arbeits-Associationen gegenüberstehen.

Die Bildung von Kartellen, besser noch, die der schlagkräftigeren, aber auch öffentlicheren und durchsichtigeren Trusts, die eine ganze Industrie innerhalb

der deutschen Grenzen umfassen, ist dabei keineswegs zu hindern, sondern selbst in der vollendetsten Form, der neuen Riesenaktiengesellschaft ohne Konzession und dekorative Staatsaufsicht, möglichst zu fördern, sobald als die dazu gehörende Arbeiter-Organisation den Vorsprung eingeholt haben wird, um den ihr die Kapitals-Organisation jetzt voraus ist.

Zunächst in den grossen, mit der Zeit in jeder einigermassen wichtigen Industrie wird dann bald die gesamte Arbeiterschaft in straffster Organisation der organisierten Gemeinschaft des daran beteiligten Kapitals gegenüberstehen.

Beiden Organisationen wird nun rasch klar werden, dass die Macht der anderen nicht zu brechen, und dass eine der andern unentbehrlich ist. Der Friede, und zwar der dauernde Friede, wird dann zwischen dem Verband, dem Kartell oder dem Trust der Unternehmer und dem Arbeiterverband oder Fachverein unter Führung — und mehr oder weniger sanften Druck — der Regierung in der Weise geschlossen, dass beide Organisationen zum Gewerbebund z. B. den „Deutschen Eisen- und Stahlbund" u. s. w. unter folgenden Bedingungen zusammentreten:

1. der Fachverein verpflichtet sich, dass seine Mitglieder nur in Fabriken des Unternehmerverbandes arbeiten; nie in neu entstehende Fabriken derselben Branche eintreten, wenn die Unternehmer solche neue Fabriken nicht in ihren Verband aufnehmen; in jeder jetzt offenen Fabrik, die vom Unternehmerverband etwa künftig bezeichnet werden wird, die Arbeit niederlegen.

2. Der Unternehmer-Verband verpflichtet sich, nur noch Arbeiter anzunehmen, die Mitglieder des Fachvereins sind; von allen schon beschäftigten Arbeitern, die die Mitgliedschaft noch nicht haben, zu verlangen, dass sie sie binnen der und der Zeit erwerben.

3. Der Fachverein verpflichtet sich, immer für eine genügende Anzahl geschickter Arbeiter durch Heranziehen von jungen Kräften zu sorgen, in Fällen notwendiger Weise einzuschränkender Produktion aber die dauernd oder vorübergehend Entbehrlichen bei anderen Fachvereinen, in der Landwirtschaft oder anderweitig unterzubringen oder sie für Fachvereins-Rechnung auf Wartegeld zu setzen; wieviel Arbeiter in solchen Fällen entbehrlich sind, bestimmt der Unternehmerverband, die Auswahl der Personen trifft der Fachverein durch Annahme freiwilliger Abmeldungen, notfalls durch Vorstandsverfügung nach Massgabe seiner eigenen Statuten.

4. Der Unternehmerverband und der Fachverein entsenden je vier Bevollmächtigte ihrer Wahl in einen zu bildenden „Grossen Rat“, der auf Grund aller Bücher, Kalkulationen und Korrespondenzen die Herstellungskosten der fabrizierten Waren berechnet, daraufhin zunächst die von Gründung des Bundes an geltenden Verkaufspreise und Löhne feststellt, in Zukunft die dauernde Beteiligung der Arbeiter am Kartellgewinn dadurch sichert, dass er zwischen Löhnen und Preisen ein bestimmtes Verhältnis durch Bonifikationen und Reduktionen von Fall zu Fall oder durch statutarische Wandeltarife festhält.

Rechtsgiltige Unterschrift des Fachvereins, des Unternehmerverbandes und des „Bundes“ kann nur unter Mitwirkung des Delegierten geleistet werden, der vom „Grossen Rate“ durch Stimmenmehrheit für jedes Geschäftsjahr ernannt wird.

Der „Grosse [Rat“ ist gleichzeitig Disziplinargerichtshof des Bundes. In den einzelnen Werken wird die Disziplin von dem „Kleinen Rat“ ausgeübt, zu dem der Unternehmerverband einen Angestellten, der Fachverein einen Arbeiter delegiert, die sich ihrerseits über einen Obmann einigen. Nur Widersetzlichkeit, Trunkenheit, Fahrlässigkeit oder Untauglichkeit im Dienst, nie aber Äusserung von Meinungen, von politischen oder religiösen Überzeugungen, oder irgend welche Handlungen ausser Dienst können Gegenstand disziplinarischer Bestrafung werden.

Disziplinarstrafen können bestehen in zeitweiligen Lohnreduktionen, im Ausschluss von der Arbeit bis zur Dauer von so und so viel Monaten, schliesslich in der Entlassung; Entlassung ist nur für sehr schwere Disziplinarvergehen und stets endgiltig zu verhängen, sie hat auch den Ausschluss des Mitgliedes aus dem Fachverein zur Folge.

Der Angestellte des Unternehmerverbandes kann jeden Arbeiter sofort suspendieren, hat aber binnen vierundzwanzig Stunden sich der Zustimmung seines Arbeiterkollegen und, falls dieser widerspricht, der Zustimmung des Obmanns zu versichern. Der Spruch des „Kleinen Rates“ tritt sofort in Kraft, vorbehaltlich der Restitution und Entschädigung, falls der

Disziplinierte mit seiner Berufung beim „Grossen Rat“ Erfolg hat.

5. Alle Streitigkeiten zwischen Unternehmerverband und Fachverein oder zwischen Mitgliedern dieser beiden Organisationen unter sich oder unter einander werden unter Ausschluss des Rechtsweges durch den „Kleinen“ und „Grossen Rat“ schiedsrichtlich erledigt.

Die Herren Geheimräte werden sich vor mir und meinen Gedanken entsetzen. Die Herren Geheimräte haben ein traditionelles Recht darauf, sich vor einem Gedanken zu entsetzen. Es kommt aber nicht darauf an, ob einige hundert Geheimräte in den Ruhestand treten, sondern darauf, dass der Staat bestehe.

Ich bin kein Highflyer, kein Phantast, hier wird weder die Verfassung von Utopieen entworfen, noch ein Solarierreich gegründet; die Keime zu den Organisationen, die uns retten, sind längst vorhanden; es handelt sich nur darum, sie zu erkennen, sie in ihren jungen Tagen zu schützen, bis sie stark genug geworden und imstande sind, der Monarchie ihren Dank für solchen Schutz dadurch abzustatten, dass sie sie unangreifbar machen.

In der Schweiz besteht seit den achtziger Jahren schon der „Centralverband der Stickerei-Industrie der Ostschweiz und des Vorarlbergs“, in Deutschland haben wir den „Sächsischen Stickerei-Verband“, zwei monopolistische Verbände, die aus der Initiative der Arbeiter hervorgegangen sind. Etwas abweichend, aber nach demselben Gedanken gebaut, besteht in Remscheid der „Verband der Solinger Scherenfabri-

kanten und Hauer“ und der „Verband der Tafelmesserfabrikanten und Arbeiter“.

In allen diesen Vereinigungen steht bereits dem Kartell der Fabrikanten oder Verleger das Kartell aller Arbeiter und aller Hausindustriellen der Branche gegenüber. und zwischen Beiden ist Vertrag dahin geschlossen, dass die Fabrikanten nur Arbeiter beschäftigen. die dem Arbeiterkartell angehören und Mitglieder des Arbeiterkartells nur bei Fabrikanten oder Verlegern arbeiten, die Mitglieder des Fabrikanten- oder Verleger-Kartells sind.

Auch in der Tarifgemeinschaft der deutschen Buchdrucker ist derselbe Grundsatz schon deutlich erkennbar. Diese Organisation hat den gegenseitigen ausschliesslichen Verbandsverkehr zwar noch nicht vollkommen durchgeführt, es sind noch nicht alle Unternehmer, und auch noch nicht alle Arbeiter zusammengeschlossen. Eine vollkommene monopolistische Vereinigung einerseits der Arbeit, andererseits des Kapitals, und dann das Bündnis dieser beiden Organisationen ist also im Druckerei-Gewerbe noch nicht durchgeführt — wird aber durchgeführt werden: die Interessen-Gemeinschaft zwischen tariftreuen Druckern und tariftreuen Arbeitern ist schon so gross, dass die Arbeiter die Unternehmer mit Erfolg, durch Streikandrohungen etc., in ihren Bemühungen unterstützen, die noch abseits stehenden Druckereien zum Anschluss zu zwingen.

Ebenso hat sich dieses System in England schon entwickelt; England hat auch einen vorzüglichen Namen für die Sache geschaffen: es nennt diese

höhere Form der Trusts, die also wirklich eine gesamte „Industrie“, die Interessen der Arbeit und des Kapitals, gleichzeitig umschliessen: alliances.

Kartelle und Trusts haben in England wenig Boden gefunden. Bis vor wenigen Jahren fand man nur selten einmal in der Presse eine Notiz über eine solche Vereinigung. Die Berge an „wissenschaftlichen“ Arbeiten, deren wir uns in Deutschland über diese Frage erfreuen, fehlen in England ganz und gar. Fusionen hervorragend grosser Betriebe irgend einer Branche sind in England sehr häufig, sie haben aber meist nicht den spezifischen Charakter des Trusts oder des Kartells, sondern mehr den einer kapitalistischen Manipulation: man macht aus zwei grossen Fabriken eine, weniger um ein Monopol in der Branche zu haben oder anzustreben, sondern um einen Gründungsraubzug zu unternehmen; man giesst reichlich Wasser in das Kapital berühmter Fabriken und verkauft es dem Publikum für reinen Wein. Um diese kapitalistischen „Schiebungen“ brauchen wir uns hier nicht zu kümmern. Im Grossen und Ganzen kann man sagen, England ist bis heute noch immer das Land, in dem Trusts und Kartelle am wenigsten Boden gewonnen haben. Das liegt an dem hochgesteigerten Selbstgefühl, dem äussersten Individualismus, der den Engländer überhaupt, namentlich aber den englischen Unternehmer, kenntzeichnet: diese Bildungen sind immer gegen den „Genius der Rasse“ gewesen. Das englische Publikum reagiert auf Begriffe wie Monopol, Zwang, Tyrannei, wie der spanische Kampfstier auf die Muleta.

Der Gang der Welt aber ist doch stärker als Nationaleigentümlichkeiten. Auch in England bereitet sich der Übergang vor; es ist aber ganz charakteristisch und zeichnet die Engländer sehr aus, dass sie, alle Vorstufen überspringend, gleich die höchstmögliche Form gefunden haben, die der Allianz. Wir haben solche Verbände, wie ich schon gesagt habe, seit Anfang der achtziger Jahre in der deutschen Schweiz und in Deutschland auch. Wie immer: der Deutsche hat eine eigene Idee, er hat einen ungemein klugen Einfall, Deutschland macht aber keinen Gebrauch davon, in England findet sich ein hervorragend praktischer Mann, der denselben Einfall hat, meist etwas später hat, England macht aber Gebrauch davon.

Ein Fabrikant von Bettstellen in Birmingham, Herr Smith, hatte jahrelang an den Bemühungen teilgenommen, die Genossen seines Geschäftszweiges unter einen Hut zu bringen und hat dieselben Bemühungen auf allen anderen Gebieten aufmerksam verfolgt. Er dachte sehr schlecht von Kartellen und Trusts und war der Meinung, dass nur die Schurken davon Vorteil hätten. Was ich im ersten Kapitel als den Grund der immer straffer werdenden Organisation gezeigt habe, die Unzuverlässigkeit der teilnehmenden Mitglieder, der Umstand, dass Niedertracht und Verrat der Genossen in gewissen Stadien der Entwickelung ausserordentlich lohnend und allzu verführerisch werden, trifft gerade in England, bei dem starken Individualismus und der brutalen Rücksichtslosigkeit des Engländers, besonders stark zu.

Smith hielt aber von allen diesen Methoden namentlich deshalb nichts, glaubte namentlich deshalb an keine von ihnen, weil sie ihm auf der falschen Grundlage reiner Selbstsucht zu stehen schienen. Er vermochte „weder Redlichkeit noch menschliches Empfinden, noch gute Geschäftsgrundsätze“ darin zu finden, und eines Tages kam ihm plötzlich der Gedanke, dass man aus gegnerischen Bestrebungen, aus Ideen, die man bisher als Unternehmer verfolgt habe, vielleicht Sicherheit und Macht machen könne. Der Plan seiner Allianzen beruht ganz klar auf der Heranziehung der Arbeiter und ihrer Organisationen zu gemeinschaftlichen Zwecken der Gesamtindustrie. Erreicht wird es durch den gegenseitigen ausschliesslichen Verbandsverkehr, Festsetzung der Preise in Übereinstimmung mit der Arbeiterorganisation und Steigerung der Löhne bei steigenden Preisen.

Für den aus deutschen Verhältnissen Urteilenden wird diese Grundlage des Planes überraschend sein. Der deutsche Unternehmer hat leider sehr viel, allzu viel vom Kasernentum und von Kasernengefühlen in sich. Befehlen und Gehorchen ist eine sehr schöne Sache, und eine ganz unbedingt nötige Sache, aber in loco, da, wo es hin gehört: im Dienst und im Betriebe wird befohlen und gehorcht, bei der Organisation und der Feststellung der Arbeitsbedingungen wird verhandelt und abgestimmt. Die deutschen Unternehmer werden das lernen müssen und rasch, sonst werden sie selbst überhaupt nicht mehr befehlen, sondern ihrerseits „Ordre parieren“: werden

sie morgen oder übermorgen auf das Kommando horchen, das von jenseits des Meeres schallt.

Der Engländer ist ein Sohn älterer Fabrikkultur, dort beginnen die Unternehmer schon die Arbeiter zu veranlassen, dass sie sich organisieren, obgleich es selbstverständlich noch nicht allzulange her ist, wo auch die englischen Unternehmer noch auf dem blödsinnig dummen Grundsatz standen: ich bin Herr im Hause. ich bezahle meinen Arbeiter nach seinen Bedürfnissen oder nach seinem Verdienst, ich verhandele nur mit meinen eigenen Arbeitern und nur mit dem einzelnen über den einzelnen Fall. Man hört diese früher allgemeine Antwort der Unternehmer heute nur „von ungewöhnlich willkürlichen Arbeitsgebern in abseits gelegenen Distrikten“ und nur sehr selten, in sehr wenigen Industrieen noch. Smith hat nicht nur in seiner eigenen, sondern in einer Reihe von anderen Geschäftsbranchen Allianzen gegründet, ihre Statuten ausgearbeitet und sie in Gang gebracht. Alle stehen auf den vier Hauptgrundsätzen:

Der Berechnung der Herstellungskosten seitens aller Unternehmer unter Zuziehung und Mitberatung der Arbeiter.

Feststellung der Verkaufspreise und Regelung der Löhne nach diesen Preisen.

Die Arbeiter treten nur bei Fabrikanten ein, die Mitglieder des Unternehmervereins sind oder doch durch besonderen Vertrag mit diesem Verbande sich verbündet haben.

Die Unternehmer stellen nur Mitglieder der Arbeiterorganisation an und verlangen von allen Ar-

beitern, die noch nicht Mitglied sind, dass sie dieser Organisation beitreten.

Die Unternehmer zahlen den Arbeitern im Augenblick der Gründung der Allianz einen zehnprozentigen Aufschlag auf die Löhne, die bis zur Gründung gegolten haben und die Arbeiter bleiben am Kartellgewinn beteiligt.

Wenn König Stumm noch lebte, würden ihm solche Gedanken absurd erscheinen; aber auch den wirklichen Königen ist der Gedanke, ihren Absolutismus durch eine Konstitution zu beschränken, anfänglich nicht ganz sympathisch gewesen, und mehr an Selbstüberwindung in materieller Beziehung, als hier den Fabrikherrschern zugemutet wird, haben die preussischen Könige geleistet, da sie ihren Besitz und ihre Einkünfte — ihr aus eigenem historischen Recht, aus allermindestens ebensogutem „Recht", wie die Schlotdynasten an den kapitalisiertem „Mehrwert", an der „geronnenen Arbeit" von Generationen haben — da sie ihren Besitz, sage ich, für Staatsgut erklärten, auf ihre Einkünfte zu gunsten des Staats verzichteten und die „Zivilliste" freiwillig einführten, um deren Zahlen nun ihre Nachkommen mit den Volksvertretern handeln müssen. Die Mammonarchen haben sich mit Hilfe der politischen Konstitution einen wirtschaftlichen Absolutismus für sich konstruiert, nun werden eben die Könige den Absolutismus der Unternehmer zu brechen und sie zu zwingen haben, sich an die konstitutionelle Fabrik zu gewöhnen.

Wie diese Gewerbebunde wirken werden, liegt auf der flachen Hand. Sie machen die deutsche Industrie unangreifbar für jeden Verräter in den eigenen Reihen, für jede neue Konkurrenz und damit für die kapitalistischen Manöver des Auslands: selbst wenn Herr Rockefeller die Majorität der Aktien des deutschen Stahltrusts kommandierte, — er wird sich übrigens hüten — so würde er noch lange nicht den Deutschen Eisen- und Stahl-Bund in der Hand haben, denn die Arbeiter haben keine internationale Dividenden-Interessen, sie stehen und fallen mit Deutschlands Gewerbe, sie können sich nicht für ihre hiesigen Verluste durch Beteiligungen trösten, die man ihnen irgendwo in der weiten Welt einräumt. Egoistische, einseitig die internationalen Unternehmer-Interessen berücksichtigende, vaterlandslose Politik des Gewerbebundes ist ein für alle Mal ausgeschlossen: der Arbeiterverband genehmigt eben nur eine Politik, die auch den Arbeitern nützt: den „Arbeitern“, die den neuen deutschen Mittelstand bilden und die, ihr Leben nicht üppig, aber behaglich, gesund und sicher führend, stolz in ihren Schuhen stehen werden, weil sie nicht von der Willkür Einzelner, sondern von selbstgegebener Regel abhängen, die nur mit Fug sich gegen sie kehrt, den „Arbeitern“, die als soziologisch höchst wertvolle, die kompakte Masse der Bevölkerung umschliessende, Schicht mit dem Vaterlande verwachsen werden, wie ausserdem nur noch freie Bauern mit ihm verwachsen können.

Geheime Machenschaften, wirklich staatsgefährliche Versuche, „die Wege zur Macht zu besetzen“, sind

künftig auch nicht mehr möglich: alles wird wie in dem Getriebe jener Genfer Taschenuhren vor sich gehen, deren Werk nur von zwei Kristalldeckeln eingeschlossen ist.

Der Staat sieht dem loyalen Kampf der Interessen als Umpire, als Unparteiischer, zu und klopft dem kräftig auf die Finger, der irgendwie die Grundregel verletzt: nichts gegen das Wohl aller. Er kann klopfen, denn aus dem hunderttausendfachen Gewirr selbstsüchtiger, maskierter Zwecke und Intriguen unzähliger Gruppen, Grüppchen und Einzelner ist ein deutlich von oben übersehbarer offener Streit einer Anzahl grosser Gemeinschaften geworden, von denen jede einzelne alle ihre Angehörigen vertritt. Man kann wieder deutlich erkennbares, berechtigtes Interesse gegen ebenso deutlich erkennbares und berechtigtes Gegeninteresse abwägen und ausspielen.

Wie die Staats-Oberleitung über dem „Grossen Rat" jedes einzelnen Bundes zu beschaffen ist, wie die Gesamtheit aller dieser „Grossen Räte" zusammenzufassen und als Werkzeug von der Regierung in die Hand zu nehmen ist, das brauche ich hier nicht weiter auszuführen: hunderte von Möglichkeiten giebt es, und alle werden leicht durchführbar und wirksam sein.

Alle wirtschaftlichen, alle Brot-, Magen- und Groschenfragen werden hier gestellt und zu gemeinem Nutzen beantwortet, in den Parlamenten wird wieder Raum sein für grosse Männer und für die Autorität der Gründe, was des ganzen Deutschland hohes Ziel sein soll, darum wird man und zwar bald nur zwischen

zwei grossen Parteien streiten, denn in sehr naher Zukunft werden die Wahlen nur noch entscheiden, ob es jetzt erst einmal etwas langsamer oder ob es jetzt wieder rascher vorwärts gehen soll.

Es ist selbstverständlich, dass den Arbeitern der Staatsbetriebe, der Post z. B. und der Eisenbahn, genau dieselben Rechte einzuräumen sind, wie den anderen Arbeitern. Hier hat der Staat einfach die Rolle des Kapitalistenverbandes einzunehmen, er ist ja hier auch weiter nichts als Unternehmer; dass er ausserdem noch Staat ist, darf er auf staatlichem Gebiete zeigen. Es ist weiter selbstverständlich, dass auch alle anderen Organisationen, namentlich die der kaufmännischen Angestellten, der Privatbeamten, aller Bürger in ihrer Eigenschaft als Verbraucher u. s. w., eifrigst zu fördern sind, kurz Organisation statt der Atomisierung auf allen Gebieten.

Des wohl noch immer wichtigsten Gewerbes, der Landwirtschaft, möchte ich noch mit einigen Worten besonders gedenken, um so mehr, als sie ein sehr lehrreich Beispiel bietet, wohin es führt, wenn man seine natürlichen Bundesgenossen nicht erkennt oder den Weg zu ihnen nicht rechtzeitig findet.

Der Kampf um die nächstliegenden Interessen schädigt die Intelligenz schwer und verblendet das Auge völlig für viel wichtigere, die nur nicht ganz so nahe liegen.

Getreidezölle, Not der Landwirtschaft und Brotwucher lauten die Kampfrufe!

Zunächst erlaube ich mir, es ganz einfach kindisch zu finden, dass man von Wucher und von

Not spricht, wenn die eine Ware im Preise steigt, während man von günstiger Geschäftslage, und von Aufschwung redet, wenn eine andere Ware im Preise steigt. Alte Erberinnerungen: diese Ausnahme-Auffassung gerade dem Getreide, dem Brot, dem Fleisch gegenüber, schreibt sich noch her aus den fernen Zeiten der Naturalwirtschaft, wo noch kein erheblicher Handel existierte, wo das Nationalvermögen, das Land, als Lehen an eine Reihe von Grossen gegeben war, aus einer Zeit, wo der Grossgrundbesitz nicht nur ein Geschäft, sondern vielmehr ein Amt war, wo es aber auch für unsittlich galt, am Lohne anderer zu verdienen, (auch der Handwerkermeister der Zünfte ist nur der primus inter pares, seine Gesellen wurden zu denselben Sätzen wie er entlohnt), wo es für unchristlich galt, und mit Kirchenbann bedroht war, für ein Darlehen Zinsen zu fordern.

Zu jener Zeit, wo der Verkehr noch auf einer so niedrigen Stufe stand, dass die Ernährungsmöglichkeit eines bestimmten Bezirks fast ausschliesslich davon abhing, dass dieser Bezirk selbst das Nötige an Nahrungsmitteln hervorbrachte, hätte man es den Agrariern, und mit Recht, übelgenommen, die von dem Umstand Vorteile gezogen hätten, dass ihrer Nachbarn Getreide verhagelt war, oder die versucht hätten, durch den Hunger, der dem Volke drohte, für ihr Getreide unverschämte Preise zu erzwingen. Die Produzenten, Bauern und Herren, haben es auch nie gethan: harte Pfaffen und dreiste Handelsherren haben sich gelegentlich solche Notlage durch rechtzeitige Aufspeicherung billig gekauften Brotgetreides

zu Nutze gemacht. Man fands nicht löblich: Sagen, wie die vom Mäuseturm bei Bingen, und die Anstrengungen, den „schädlichen Fürkauf“ zu unterdrücken, bezeugen es. Hungersnot, schlechte Lebenshaltung der Masse, das durfte damals nur eine Himmelsstrafe, die Folge von Misswachs, Überschwemmung, Hagelwettern oder Krieg sein.

Aber, Herrschaften, heutzutage ist es doch die Achse, um die sich die gesamte Zivilisation dreht; dass man etwas so billig als möglich erzeugt oder kauft, ganz gleich, ob der Arbeiter oder der Verkäufer verhungert, und es dann so teuer als irgend möglich verkauft, ganz gleich, ob der Mann, der kaufen muss, dabei besteht oder zu Grunde geht. Das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage bestimmt den Preis, lehrt Kirchenvater Roscher. Unter uns: der wirtschaftlich Stärkere bestimmt den Preis in jedem einzelnen Falle von Angebot und Nachfrage, aber jedenfalls: Not ist die beste Form der Nachfrage! Hat der Händler niedrig gekauft, entweder auf sofortige, oder auf spätere Lieferung, und versteht er es dann, durch Abrede mit anderen oder allein für einen bestimmten Termin Getreidenot zu erzeugen, so nennt man ihn einen tüchtigen Geschäftsmann, der die Marktlage weise ausnutzt, und wenn er seinen Roggen um fünfzig, um hundert Mark teurer verkaufen kann, als er ihn eingekauft hat, so findet man das sehr intelligent und sehr selbstverständlich. Denn Geschäft ist doch Geschäft. Zinsen für Darlehen zu fordern und zu zahlen ist heute doch eine höchst konsolidierte christliche

Übung und dass ein Mann eine Hypothek auf einem Gute, die ihm 4 % bringt, kündigt, wenn er infolge veränderter Marktlage wo anders 4½ % bekommen kann, ist doch seine Pflicht als ordentlicher Hausvater, noch mehr seine Pflicht ist es, das Gut dem Besitzer versteigern zu lassen, wenn dieser die Hypothek nicht bezahlen kann.

Und dann redet man von „Brotwucher“ statt von „erfreulichem Preisstand“ wie auf allen anderen Gebieten, von „Fleischnot“ statt von „lebhaftem Geschäftsgang bei steigenden Preisen“? —

Dass man die vaterländische Produktion unter Umständen durch Eingangszölle gegen besser gestellte ausländische Konkurrenz schützt, ist eine Sache, die weder mit Ethik noch mit Moral, sondern lediglich mit der grösseren oder geringeren Nützlichkeit etwas zu thun hat. Es giebt heute bei uns aber sehr freisinnige Leute, denen jeder Pastor schon ein beschämendes Zeichen unserer Rückständigkeit zu sein scheint, und die doch in Bezug auf nationalökonomische Glaubenssätze und Dogmen so beschränkt sind, wie ein Tyroler: sie halten den Mann, der anderen Glaubens ist, nicht nur für einen Dummkopf und Ketzer, sondern für einen schlechten Kerl und Schuft. Über Schutzzölle für die Industrie kann man immer reden, der Junker aber, der Schutzzoll auf Getreide verlangt, ist ein Verbrecher. Schutzzölle können in dem einen Fall eine sehr weise Massregel und in dem anderen einen Missgriff bedeuten. Wir brauchen uns aber ja nicht darüber zu streiten, ob Getreidezölle

für uns nützlich oder schädlich sind; unzweifelhaft aber kann man doch den Landwirten nicht übel nehmen, wenn sie sie haben wollen: alle anderen Produzenten nehmen Schutzölle, und zwar so hoch wie irgend möglich, wenn sie sie irgend bekommen können, ohne sich im Mindesten in ihrem Wert als Christen und Menschen herabgesetzt zu fühlen, weil nun ihre „Nächsten“ teurer bezahlen müssen, was sie produzieren, warum nicht die Landwirte?

Die Landwirte haben einen Verein geschaffen, der ihre wirtschaftlichen Interessen vertreten sollte, wie andere Leute auch. Ganz richtig! Wo hat der Bund der Landwirte aber nun seine Bundesgenossen gesucht, und wo hätte er sie suchen müssen?

Dass Getreide und Brot teurer werden, ist ein enormer Vorteil für die Arbeiter. Diese Behauptung wird an mir nicht Verwunderung erregen, wenn man sich erinnert, dass ich ja schon vor sieben Jahren sagte, alle Leute, die kein Geld haben, hätten ein dringendes Interesse daran, dass alles möglich teuer sei. Gerade bei Getreide und Brot ist aber die Folge steigender Preise: dass nämlich auch die Preise für Leistungen, zunächst die Löhne, steigen, besonders klar. Zu dem Satze: „Teuerung liegt im Interesse der Armen, hohe Preise aller Waren sind wünschenswert für alle, die nicht von ihren Renten leben“ — hat sich wohl noch kein Nationalökonom durchgerungen, aber dass teueres Brot für den Arbeiter nützlich sei, das hat schon früher hier und da mal einer eingesehen.

Die italienischen Nationalökonomen des siebzehnten Jahrhunderts z. B. haben ein paar fundamentale Wahrheiten sehr früh geahnt. Sie sprechen ohne die Lassallesche Übertreibung von dem Naturgesetz, „dass der Lohn dem Arbeiter eine bequeme Subsistenz gewähren muss“, dass der Lohn für die Arbeit, die keiner Lehre bedürfe, nur die Bedürfnisse des Arbeiters decke, dass aber der Lohn jeder anderen Arbeit sie übersteige. Der Lohn ungelernter Arbeiter schwanke nur mit den Preisen für Lebensmittel, und die Beziehungen zwischen dem Kornpreis und diesen Löhnen sei so innig, dass ihre Kurven parallel liefen: wenn der Kornpreis so sei, dass der Arbeiter 12 sous als Lohn erhält, so verwende er 2 sous für Brot, und es blieben ihm 10 sous für die Befriedigung der übrigen Bedürfnisse, verdoppelten sich aber die Brotpreise, so verdoppele sich der Lohn; stiege Korn also auf einen Preis, der ihn zwinge, 4 sous für Brot auszugeben, so würde er nicht 12, sondern 24 sous insgesamt verdienen — es blieben ihm also nunmehr statt 10 sous 20 sous für andere Ausgaben.

Von den Löhnen, die die Masse der Ungelernten bekommen, hängen aber die Löhne der Gelernten doch mehr ab, als von irgend welchen anderen Faktoren, also haben alle Arbeiter den grössten Nutzen von hohen Brotpreisen. Und nun kann man hohe Preise mit Erfolg doch nur von denen fordern, die genug Geld haben.

Die Arbeiterführer mussten vom Bund der Landwirte also gewonnen werden, mit ihnen musste er verhandeln. Wir unterstützen, musste er sagen, alle

eure Forderungen euren Unternehmern gegenüber, wir setzen uns dafür ein, dass die Vertreterzahl eurer Wahlkreise gerecht revidiert wird, wir schützen auch euch gegen ausländische Unterbietung durch Schluss der Grenzen gegen fremde Arbeiter. Statt dessen . . . ., reden wir nicht davon.

Nun muss die Regierung dem Bund der Landwirte, notfalls durch Zwangs-Organisation der Arbeiter, den Bund der Landarbeiter gegenüberstellen. Gegen Verzicht auf nichtdeutsche Arbeiter und Einräumung immer mit den Preisen der Hauptprodukte steigender Löhne sind der Landwirtschaft Schutzzölle zu bewilligen, hohe, viel höhere noch, als sie heute bestehen. Werden sie so hoch, dass sie zu Zollkriegen mit anderen Staaten zu führen drohen, so wird der Schutz der Landwirtschaft auf andere Weise zu beschaffen sein. Mit der Rüstung der Gewerbebunde hinter sich, braucht übrigens Deutschland fremde Zollmassregeln nur sehr wenig zu fürchten; aber geht es mit Schutzzoll wirklich nicht, so ist auch vor der Verstaatlichung des Getreidehandels nicht zurückzuschrecken. Die österreichische, die fransösische, die italienische Tabaksregie waren sehr beliebte Käufer auf allen Tabaksmärkten der Welt; auch die deutsche Getreideregie wird an den Börsen von Odessa, Buenos-Aires, New-York, Chicago sehr willkommen sein; sie bezahlt dann einfach das Getreide, was Deutschland noch nötig hat, zu Weltmarktspreisen und verkauft zu Inlandspreisen. Die Differenz geht in die allgemeine Tasche, der Getreidehandel der Regierung reguliert und betreut die deutschen Getreidepreise ungefähr

wie die Reichsbank die deutsche Valuta. Ich bin dafür, dass heute schon der Staat oder die Krone anfängt sich durch ein eigenes grosses Haus am Getreidehandel zu beteiligen. Soll sie das nicht? Wir haben doch Gewerbefreiheit. Hat der König weniger Recht als jeder andere? Hat die Gemeinschaft aller weniger Recht als jeder einzelne? Dann kann man einen Handelstrust in Getreide bilden, wenn es Zeit sein wird, und selbst die Getreidehändler werden das normal finden, und gern dabei beteiligt bleiben, wenn daraus ein Reichsinstitut wird.

Es ist überhaupt sehr nützlich, dass der Staat und der König sich an grösseren wirtschaftlichen Unternehmungen selbst beteiligen. Namentlich der König. Man wird mir den Vorwurf machen, dass ich damit dem „Bürger“ eine schwere Konkurrenz auf den Hals hole; aber ist die Lehre „vom freien Spiel der Kräfte“ nicht eine hohe, heilige Lehre? — Ich reize die Begehrlichkeit? Ich habe die Begehrlichkeit immer für einen der wichtigsten Kulturfaktoren gehalten, und es scheint mir durchaus nützlich, auch die Begehrlichkeit der besitzlos werdenden Könige zu reizen. Die sehr grossen Einnahmen, die aus diesen Quellen fliessen können, werden sehr geeignet sein, die soziale Stellung der Könige zu befestigen, die unter dem Übergewicht der Milliardäre und bald Billionäre zu leiden droht: es ist viel anständiger, als wenn Prinzen, Fürsten und Könige bei reichen Mammonarchen pumpen gehen. — —

Selbstverständlich wird die vollkommene Herrschaft, die jeder solche Gewerbebund auf seinem Gebiete

ausübt, ihm eine sehr weitgehende Macht verleihen, den Preis seiner Erzeugnisse so hoch zu schrauben, wie ihm gut dünkt. Das ist ein Vorteil. Die hohen Preise des einen Gewerbebundes werden durch Preissteigerung der anderen beantwortet werden. Die hohen Löhne, die alle Industriearbeiter verdienen, werden sie zu vorzüglichen Kunden der Landwirtschaft machen. Diese Form der steigenden Begehrlichkeit der Massen, die man dann mit dem sehr viel hübscheren Namen „wachsende Kaufkraft“ benennt, wird selbst den konservativsten Mitgliedern des Bundes der Landwirte wohlgefallen. Der Bund der Landarbeiter — vielleicht zunächst nur provinzial gegliedert — setzt auf Grund der höheren Preise höhere Löhne durch und bessere Arbeitsbedingungen. Die Landarbeiter kaufen nun — ihrer Begehrlichkeit folgend — wieder mehr Industriewaren; der inländische Konsum wächst, die Preise steigen, und so weiter hin und her. Ein allgemeiner Aufschwung, blühende Industrie und blühende Landwirtschaft, lebhaftes Steigen der Preise auf allen Gebieten. Was wollen wir mehr?

Grosse, kräftige Organisationen der Konsumenten können dafür sorgen, dass diese, wie ich ja immer behaupte, höchst wünschenswerte Entwickelung im Tempo nicht ausarte. Der „Kapitalismus“ ist doch besiegt: der Geldwert, die Kaufkraft des ungeheuerlich angehäuften metaphysischen Forderungsgoldes sinkt unaufhaltsam, die Staatseinkünfte, Einkommensteuern namentlich, überfüllen alle Kassen, Staatsschulden, Hypotheken, alles trägt sich federleicht

und wird getilgt, neues Kapital ist ohne Arbeit schwerer zu bilden und vom „Ertrag“ des alten kann man ohne Arbeit bald nicht mehr leben.

Das ganze Reich steht nach aussen in seiner Wirtschaft geschlossen, wie eine grosse Armee in deutlich übersehbarer, leicht zu manövrierender Gliederung, und nur nach aussen giebt es noch wirtschaftlichen „Kampf“. Der wird geführt durch Kriege und Verträge, notfalls durch wirkliche Kriege. Wir aber werden unbesiegbar sein, denn alle Volksgenossen werden sich wirklich wieder als Kinder des Vaterlands, als Mitbesitzer seines Bodens und seiner Güter fühlen, wenn eine Gefahr vermieden wird.

Es geht ein grosses Stück der berühmten „Freiheit“ zu Grunde. Im Erwerb, im Wirtschaftsleben werden wir alle gebundener sein als bisher. In den Händen des Staats wird sich zu aller politischen noch eine gewaltige wirtschaftliche Macht vereinen. Der Zustand würde unerträglich werden, wenn diese Macht missbraucht würde, die geistige Freiheit des Individuums zu unterdrücken. Sie gegen den Assessorismus, gegen das Pfaffen- und Mandarinentum unbedingt zu sichern, darauf ist von Anfang an ein Hauptaugenmerk zu richten. Jede Meinungsäusserung in Schrift und Wort muss unbedingt frei sein; jeder Übergriff dienstlicher Gewalt auf ausserdienstliches Gebiet muss mit drakonischer Härte bestraft werden, jeder Druck muss unmöglich gemacht werden. Fürchtet man für die „Disziplin“?

Der unbarmherzigen, eisernen römischen disciplina fügten sich unter den Adlern freie Quiriten, die,

nach Hause zurückgekehrt, den imperator anklagen und auf den tarpejischen Felsen schicken konnten.

Blonde Normannenbestien, scheinbar zügellos, hielten den frei übereingekommenen „Wikingerbalk“ unerbittlich aufrecht gegen jeden Fahrtgenossen, weil das gemeinsame Interesse aller es so heischte.

Für die wirtschaftliche Gebundenheit, für dies Opfer, das jeder einzelne dem Staate bringt, um eine gemeinschaftlich, unangreifbare Basis für alle zu schaffen, muss jeder einzelne völlig frei werden, ausserhalb seiner Berufspflicht, ausserhalb seines Dienstes.

Dann wird unsere wirtschaftliche Machtstellung auch das Fundament werden einer Kultur, erst für uns und dann für die Welt!

Weimar. — G. Uschmann.



Weimar. — G. Uschmann.

